Band 935 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Aibons klagende Felsen



Band 935 • DM 2,20
Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18
Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Aibons klagende Felsen

John Sinclair Nr. 935

von Jason Dark

erschienen am 04.06.1996

Titelbild von Luis Royo

Sinclair Crew

Aibons klagende Felsen

»Komm rein, John«, sagte Bill Conolly, als ich vor der offenen Tür seines Hauses stand.

Er machte mir Platz, sagte sonst nichts, schloß die Tür wieder und räusperte sich.

»He, was ist mit dir?«

»Das wirst du gleich hören.«

»Gib mir einen Tip!«

Bill überlegte. »Okay. Es geht um Leben und Tod, John. Reicht das?«

»Ja, das reicht…«

Mein Freund Bill Conolly war kein Spinner. Wenn er so redete, dann steckte immer etwas dahinter.

Und es berührte auch mich und meine Arbeit als Polizist für besondere Fälle. Wenn Bill mich alarmierte, dann suchte er jemanden der mithalf, ein Feuer zu löschen.

Dabei hatte ich vorgehabt, in London etwas Ruhe zu finden. Ein Irrtum. Von Suko, Shao und Jane, die allesamt angeschlagen waren, hatte ich mir erklären lassen müssen, daß dieser unbekannte Frankenstein-Nachahmer wieder jemanden auf die Reise geschickt hatte. Ein neuer Versuch war durch ihn gestartet worden. Einer Filmschauspielerin hatte man den Arm eines Zombies angenäht. In dem Arm waren noch die Augen des lebenden Toten zu sehen gewesen. Ein höllisches Experiment, das dank des Eingreifens meiner Freunde nicht bis zum bitteren Ende hatte durchgeführt werden können. Doch die Spur zu diesem teuflischen Manipulator war auch abgerissen.

Ich hatte von diesen Dingen nichts mitbekommen, hatte Harry Stahl in Germany unter die Arme gegriffen, wo wir beide einen irren Killer gejagt hatten, der Kinder dem Teufel hatte opfern wollen.

Dazu war es glücklicherweise nicht mehr gekommen, doch jetzt, kaum in London, brannte das Feld mal wieder.

Ich zog meine Jacke aus. Die Conollys hatten die Heizung eingeschaltet. In den Räumen war es warm, während draußen der September seine feuchten Finger in die Dunkelheit gestreckt hatte und erste Nebelschwaden durch den Garten trieb.

Über den neuen Fall hatte ich so gut wie nichts gehört und war dementsprechend gespannt. Vor dem Spiegel blieb ich für einen Moment stehen und schaufelte die Haare zurück. Dabei fiel mir ein, da ich zum Friseur hatte gehen wollen. Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit würde ich es nachholen.

»Eitel, John?« fragte jemand hinter mir und löste sich aus dem Schatten einer Zimmertür.

»Nein, überhaupt nicht, Sheila.« Ich drehte mich um und lächelte sie an.

Sheila Conolly begrüßte mich mit zwei Wangenküssen. »Du siehst abgespannt aus, mein Lieber.«

»Du bist das glatte Gegenteil - wie immer top. Wie immer hübsch. Wie immer gut angezogen. Gelbe Jeans, schwarzer Pullover, das Haar modisch kurz geschnitten, man kann deinen Mann um dich beneiden, Mrs. Conolly.«

Sie mußte lachen. »Man tut, was man kann, John.«

»Und sonst?« Ich wurde ernst. »Ist mit dir alles in Ordnung? Hast du deine depressiven Gedanken überwunden? Ist die Furcht verflogen?«

»Du meinst den Killer im Kopf?«

»Ja, so ähnlich.«

Sheila hob beide Hände und drehte mir die Flächen zu. »Beschwöre es nicht, John. Es geht mir gut. Ich möchte auch nicht, daß diese schreckliche Zeit zurückkehrt.«

»Das glaube ich dir.«

»So, jetzt zu etwas anderem. Ich war gerade dabei, Getränke zu holen. Was möchtest du trinken?«

»Gegenfrage. Was nehmen denn die anderen?«

»Die haben sich für Rotwein entschieden.«

»Schon überredet.«

»Dann setz dich«, murmelte Sheila und zog die Stirn kraus.

Ich wußte, daß sie Sorgen hatte. »Moment mal.« Ich hielt sie fest, bevor sie gehen konnte. »Weißt du, um was es hier geht?«

»Nicht so ganz.«

Ich zwinkerte ihr zu. »Aber das wenige kannst du mir doch verraten. Aus alter Freundschaft.«

»Ich kenne Marvin Westwood auch nicht besonders. Ich habe ihn erst zweimal gesehen, aber Bill hatte schon des öfteren mit ihm zu tun. Und Westwood steckt in Schwierigkeiten. Es geht wohl um seine Tochter Joanna, die entführt worden ist.«

»Ach. Ist das ein Job für mich?«

»Da mußt du Bill fragen.«

»Das werde ich auch. Bis gleich.«

Im Haus der Conollys kannte ich mich aus wie in meiner eigenen Geldbörse. Der Weg ins Wohnzimmer war leicht zu finden. In den beiden Sesseln saßen sich Bill und Marvin Westwood gegenüber, wobei sich beide erhoben, als ich den Raum betrat. Ich lächelte, als ich auf dem Teppich den beiden entgegenschritt.

»John, darf ich dir Marvin Westwood vorstellen? Er ist ein guter Bekannter von mir und hat zur Zeit einige Probleme, die wir uns anhören sollten.«

»Ich bin John Sinclair.«

»Von Ihnen habe ich schon gehört.«

»Manchmal ist es nicht zu ändern.« Wir reichten uns die Hände. Westwood hatte einen kräftigen Händedruck, was mir gefallen hätte, wenn er nicht gerade solche Schweißpranken gehabt hätte.

Westwood war kleiner als Bill und ich. Auch älter. Das braune Haar hatte sich über der Stirn gelichtet. Das verbliebene hatte er von links nach rechts gekämmt, um die kahlen Stellen zu bedecken.

Sein Gesicht zeigte einen etwas breiten Ausdruck. Westwood trug ein braunes Sakko, das sicherlich teuer gewesen war, eine dunkelgraue Hose und ein schwarzes Hemd ohne Krawatte, dessen Knöpfe geschlossen waren. Ich sah, daß der Mann schwitzte.

Wir hatten alle Platz genommen. Auf dem Tisch stand ein

Kassettenrecorder, der wohl gleich eingeschaltet werden würde.
Sheila kam mit einem Tablett auf uns zu. Sie brachte Weingläser und Wein aus der Toscana.
Sie stellte das Tablett ab und bat Bill, einzuschenken. Dabei sprach keiner von uns ein Wort. Ich empfand die Stille schon als seltsam oder belastend, aber auch ich hielt mich zurück. Schließlich wußte ich nicht, um was es ging.
Sheila nahm ebenfalls Platz und setzte sich zu mir auf die Couch. Wir tranken uns zu, und jeder war schon nach diesem ersten Schluck zufrieden.
In dem großen Zimmer war es recht dunkel, fast gemütlich, wenn da nicht diese merkwürdige Stimmung gewesen wäre.
»Nun«, sagte Bill, »auch mir wäre es lieber gewesen, wenn wir uns aus einem anderen Grund hier zusammengefunden hätten, aber es gibt nun mal Probleme, und ich denke mir, daß du, John, uns helfen kannst, sie zu lösen.«
Bill hatte mich angeschaut. Ich nickte und sagte: »Gern, um was geht es denn?«
»Das werden Sie gleich erfahren«, erklärte Marvin Westwood. »Ich will es nicht zu lange machen, aber es geht um meine Tochter Joanna, die entführt wurde.«
»Ach.«
»Ja, Mr. Sinclair. Man hat sie entführt, und ich habe mich dazu entschlossen, die Polizei nicht einzuschalten. Ich wollte mit den Kidnappern den Deal allein durchziehen.«
»Um wieviel Geld ging es dabei?«
»Es war genau eine Million Pfund.«
»Die Sie gezahlt haben?«
»Bis auf den letzten Penny.«
Darauf trank ich erst mal einen Schluck Wein. »Das ist eine Menge, Mr. Westwood.«
»Ich weiß. Und es ist mir nicht leichtgefallen, soviel Geld aufzubringen.«
»Darf ich Sie fragen, was Sie beruflich machen?«
»Ich habe eine Firma für Unternehmensberatung und bin recht gut im Geschäft. Nun ja, wie ich schon erwähnte, ich habe die Summe gezahlt und war fest davon überzeugt, daß mir die unbekannten Kidnapper meine Tochter zurückgeben würden.«
»Was sie aber nicht taten.«
»So ist es.«
Die nächste Frage lag auf der Hand. »Wie hoch beliefen sich die folgenden Forderungen der Kidnapper?«
Marvin Westwood lehnte sich nachdenklich in seinem Sessel zurück. Sein Gesicht sah aus, als würde er in die Ferne schauen. Er antwortete,

und seine Stimme war dabei leiser geworden. »Es gab keine Forderungen, Mr. Sinclair. Die Gangster haben das Geld kassiert, und damit war für sie der Fall erledigt. Ich hatte sie zuvor nicht gesehen und anschließend auch nicht. Ich weiß nicht, wer meine Tochter entführt hat.«

»Reden Sie weiter - bitte.«

»Meine Tochter ist nicht zurückgekehrt.«

Dieser Satz setzte bei mir die Überlegungen fort. Normale, logische Gedankengänge. Diesmal sprach ich leiser. »Darf ich daraus schließen, daß man Ihre Tochter getötet hat, obwohl Sie die geforderte Summe zahlten, Mr. Westwood?«

Er lächelte, und ich merkte, daß ich mit meiner Vermutung falsch lag. »Das hätte ich an Ihrer Stelle ebenfalls angenommen. Aber dem ist nicht so.«

»Sondern?«

»Meine Tochter will nicht mehr zu mir zurück. Sie hat mich angerufen.« Er deutete auf die Kassette.

»Sie werden ihre Stimme gleich hören. Sie er klärt, daß sie dort bleiben möchte, wo sie sich befindet.«

»Sie ist noch in diesem Versteck?« fragte ich ungläubig.

»Davon kann man ausgehen.«

Bill Conolly hob die Hand. »Es ist wohl besser, wenn wir uns jetzt das Band anhören. Da wird dir einiges klarwerden, John.«

»Schön, ich freue mich darauf.«

Bill beugte sich vor. Der ausgestreckte Zeigefinger schwebte sekundenlang über der Taste, bevor er sie nach unten drückte. Dann lehnte er sich zurück und nahm die gleiche Haltung ein wie Sheila und ich. Nur der Gast saß da wie auf dem Sprung. Fast auf der Kante des Sessels, eine Hand um den Stiel des Glases geklammert, die andere lag unruhig auf seinem Knie.

Zunächst hörten wir nichts, was von Bedeutung gewesen wäre. Nur ein flaches Rauschen, dann aber erklang eine weiche, wohltönende Mädchenstimme an unsere Ohren, und Marvin Westwood stöhnte auf. Er hatte ein Tuch hervorgeholt, um damit über sein Gesicht zu wischen.

»Hi, Daddy, hier spricht dein Goldstück. Bevor du dich aufregst, Dad, will ich dir sagen, daß es mir gutgeht. Die Typen haben das Lösegeld erhalten und sind verschwunden. - Tja, eigentlich wäre damit alles gelaufen und klar. Aber nur eigentlich, Dad, denn ich habe mich entschlossen, nicht nach Hause zurückzukehren. Ich werde hierbleiben. In meiner neuen Umgebung, in einer herrlichen Landschaft, inmitten der Natur. Ich habe inzwischen wundersame Dinge erlebt, es ist einmalig hier, und ich fühle mich sauwohl. Ich will mein Leben hier verbringen. Ich bin jetzt zweiundzwanzig, habe mich

mit der Natur arrangiert und fühle mich wohler als bei dir im Haus. Bitte, nimm es mir nicht übel, Dad, aber es ist mein fester Entschluß. Auch wenn du versuchst, mich zu finden, du wirst es nicht schaffen, denn ich habe Helfer bekommen, die alle Feinde von mir fernhalten. Ich bin in dieser und auch in einer anderen Welt. Es ist das Leben, das ich tief in meinem Innern gesucht habe.«

Westwood beugte sich vor und stellte den Apparat hastig ab. Dann stöhnte er auf und lehnte sich wieder zurück, dabei hastig einen Schluck Wein trinkend.

»War das alles?« fragte ich.

»Nein, nein!« stieß der Mann hervor. »Das war nicht alles. Wahrlich nicht alles. Aber ich wollte Ihnen und mir nur eine Pause gönnen. Vor allen Dingen mir. Wissen Sie, es nimmt mich mit, wenn ich die Stimme meiner Tochter höre, die so glücklich klingt, im Gegensatz zu den vorherigen Anrufen, als sie sich noch in der Gewalt dieser Kidnapper befand. Da hat sie anders gesprochen, aber jetzt war sie regelrecht happy, als hätte sie tatsächlich ihr Glück gefunden.«

»Vielleicht hat sie das, Marvin«, sagte der Reporter.

»Nein, nein!« Westwood bewegte seine Hände, als wollte er einen bösen Geist wegscheuchen. »Um Himmels willen, so ist das nicht! Ich kann es mir zumindest nicht vorstellen.«

»Ihre Tochter stammt aus einer anderen Generation«, sagte ich. »Da hat man oft seine Schwierigkeiten, mit dieser Denke zurechtzukommen.«

»Ich gebe Ihnen recht, Mr. Sinclair. Sie müssen allerdings auch wissen, daß Joanna alle Freiheiten bei mir hatte. Ich bin seit mehr als zwölf Jahren geschieden und lebe auch mit keiner anderen Frau zusammen. Joanna und ich waren nicht wie Vater und Tochter, sondern mehr wie Freunde. Ich habe ihr niemals Steine in den Weg gelegt. Sie hat sich frei entfalten können. Sie hatte ihren Spaß in der Clique. Sie hat Parties gegeben, von denen die Gäste heute noch schwärmen, deshalb begreife ich ihr Verhalten nicht.«

Wir Männer wußten nicht, was wir darauf antworten sollten, aber Sheila stellte die Frage. »Hatte sie möglicherweise nicht zuviel Freiheiten? Wäre es nicht besser gewesen, Sie hätten Joanna hin und wieder in die Schranken verwiesen und ihr erklärt, daß Action und Fun sowie Feten nicht alles im Leben sind? Kann es nicht sein, daß sie sich schon vor Jahren tief in ihrem Innern nach etwas anderem gesehnt hat?«

Westwood überlegte. »Ich kann es Ihnen nicht sagen«, murmelte er. Seine Stimme klang lahm. »Es ist alles möglich, Sie sind ja selbst Mutter. Ich habe es nur gut gemeint.«

»Wie stand es denn mit Drogen?«

»Da hat Joanna keine genommen, Mrs. Conolly.«

»Sind Sie sicher?«
»Mein Gott!« Er lachte auf. »Wer kann sich da schon hundertprozentig sicher sein?«
»Ja, da haben Sie recht.«
»Und mir ist noch etwas eingefallen.« Sheila, einmal in Fahrt, ließ sich so leicht nicht stoppen. »Ich bitte Sie, Mr. Westwood, mich nicht falsch zu verstehen, aber die Vergangenheit hat mich gelehrt, auch an die Vorgänge zu denken, die außerhalb unserer elterlichen Logik liegen.«
»Bitte, reden Sie. Ich glaube kaum, daß mich noch etwas erschüttern kann. Dafür habe ich in meinem Beruf zuviel erlebt.«
»Okay.« Sheila trank einen Schluck. »Sie können sich also nicht vorstellen, daß ihre Tochter, wie es vor Jahren bei der Entführung der Patricia Hurst geschehen ist, mit ihren Kidnappern gemeinsame Sache gemacht hat und bei ihnen geblieben ist - daß die drei sich mit dem Geld ein schönes Leben machen? Daß Joanna die relative Sicherheit ihres Elternhauses hinter sich gelassen hat und sich allein durchschlagen will? Wäre das unter Umständen auch eine Alternative?«
Marvin Westwood saß auf seinem Platz, ohne sich zu rühren. »Nein«, flüsterte er, »nein, auf keinen Fall. Ich kenne die Sache von damals. Ich habe sie verfolgt. So etwas würde meine Tochter nie tun niemals…«
Sheila sagte nichts. Ihr Mienenspiel sprach Bände. Sie verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf.
»Glauben Sie mir nicht, Mrs. Conolly?«
»Wir stecken alle nicht in den Gehirnen unserer Kinder. Mr. Westwood.«
»Aber nicht bei Joanna, nein, nicht bei ihr.«
»Gut, haken wir das ab. Ich wollte Ihnen auch nicht zu nahe treten, sondern nur ein Beispiel aufführen.«
»Ja, ich habe begriffen.«
»Dann weiter. Das Band ist…«
»Wir sollten es hören.« Westwood ließ Sheila den Satz nicht zu Ende sprechen. Er schien Angst davor zu haben, noch vor eine weitere Alternative gestellt zu werden. Wieder drückte er auf den Starter, und wir hörten die Stimme seiner Tochter.
»Ich weiß jetzt, Dad, daß du da sitzt, den Kopf schüttelst, nichts begreifen kannst und mich für verrückt hältst. Es ist auch schwer zu begreifen, das weiß ich. Aber laß es mich ein wenig erklären. Ich habe ein herrliches Leben geführt. Ich hatte keinerlei Geldsorgen, mir ging es ausgezeichnet, und ich habe mich nie beschwert. Aber tief in meinem Innern dachte ich doch anders. Ich habe mich gefragt, ob dies das Leben sein soll, daß noch fünfzig oder sechzig Jahre so

weitergeht? Nein, habe ich mir schon damals gesagt und überlegt, wie ich es ändern kann. Mir ist nichts eingefallen. Erst als man mich entführt und verschleppt hat, da empfing ich die Botschaft. Da hörte ich das Lied der Natur, und ich bekam zum erstenmal Kontakt mit den singenden oder klagenden Felsen, Dad. Du wirst jetzt lachen, aber die gibt es. Die gehören dieser Welt und zu einer anderen, einer sehr rätselhaften. Ich kann auch sagen daß Aibons klagende Felsen zu meiner Welt geworden…«

Ich hörte nicht mehr hin, denn mich hatte das Wort Aibon elektrisiert. Und ich sah, daß mir mein Freund Bill Conolly einen wissenden Blick zuwarf, als wollte er sagen: Jetzt weißt du, weshalb ich dich zu mir geholt habe. Jetzt weißt du es.

Dann lauschte ich wieder. Es waren die letzten Worte, die Joanna übermittelte. »Such mich nicht, Dad. Es kann sehr gefährlich für dich werden. Für mich ist es das nicht. Ich fühle mich wohl, und mir geht es gut.«

Westwood bewegte seinen zittrigen Finger auf die Taste zu und drückte sie nach unten. Joannas helle Stimme war für uns nur mehr Erinnerung, und wir atmeten tief durch.

Ich sprach als erster. »Du kanntest das Band, Bill?«

»Natürlich.«

»Wegen Aibon also.«

»Richtig.«

Westwood wandte sich an mich. »Sie kennen dieses seltsame Land ebenfalls?«

»Ja, es existiert wirklich.«

»Ich habe noch nie etwas davon gehört. Auch nicht von diesen klagenden Felsen. Wo, zum Teufel, sollen die sein? - Ich weiß es nicht, und deshalb habe ich mich an Bill gewandt, von dem ich weiß, daß er immer daran interessiert ist, gewisse Rätsel zu lösen.«

»Das stimmt schon.«

»Er hat Sie dann erwähnt, Mr. Sinclair. Jetzt, wo Sie den Text gehört haben, möchte ich Sie fragen, ob es falsch war, Sie zu bitten, daß Sie meine Tochter suchen. Ich könnte einige Detektive auf ihre Spur setzen, aber wer kann schon die klagenden Felsen finden? Überhaupt, was ist das für eine Wortschöpfung?«

»Stimmt, Mr. Westwood. Sie klingt sehr seltsam, aber es muß nicht sein, daß Ihre Tochter gelogen hat.«

»Darf ich Ihren Worten entnehmen, daß ich für mich und meine Tochter einen Silberstreif am Horizont sehen?«

»Dürfen Sie.«

»Sie wollen sich also darum kümmern?«

»So dachte ich.«

Er atmete auf, war plötzlich sehr nervös, wußte aber nicht, was er

sagen sollte. »Damit habe ich nicht gerechnet. Ich meine, daß alles so problemlos ablaufen würde.«

»Nun ja, die Probleme beginnen erst. Wir werden diese klagenden Felsen finden müssen.«

»Und das Land Aibon.«

»Das ist richtig.«

»Haben Sie denn eine Spur? Kennen Sie vielleicht einen Weg dorthin? Ich möchte Sie nicht ausfragen, aber…«

»Lassen Sie uns das machen, Marvin«, erklärte Bill. »Es ist wirklich besser so.«

Westwood schaute den Reporter an, dann mich und nickte. »Ja, da haben Sie wohl recht. Es ist besser so.« Er lächelte etwas verzerrt. »Ich denke, daß es wohl besser ist, wenn ich jetzt gehe.« Eine Antwort wartete er nicht ab, erhob sich, und Bill stand ebenfalls auf.

»Ich werde Sie noch zur Tür bringen, Marvin.«

»Danke, das ist nett.«

Sheila und ich bekamen wieder einen feuchten Händedruck. Dann verließen die beiden Männer den Wohnraum.

Ich hatte mich wieder gesetzt, griff zum Glas und trank den Wein in kleinen Schlucken.

»Traust du dich nicht, mich anzuschauen, John?«

Ich hob den Blick. »Wieso?«

Sheila lächelte süffisant. »Schon gut. Du warst sicherlich in Gedanken, nehme ich an.«

»Da hast du recht.«

»Muß ich dich noch fragen, was du von der Geschichte hältst?«

»Nein.«

»Du wirst ihr nachgehen.«

»Das habe ich mir vorgenommen. Das Wort Aibon hat mich elektrisiert. Welcher normale Mensch kennt schon das Paradies der Druiden, das Fegefeuer - wie auch immer. Joanna Westwood sicherlich nicht. Sie muß einen Kontakt gehabt haben.«

Bill kehrte zurück. »Das hat sie auch, John.«

»Weißt du mehr?«

Er winkte mich aus dem Sessel hoch. »Komm mal mit in mein Arbeitszimmer. Ich habe schon einige Vorbereitungen getroffen.«

»Entschuldige«, sagte ich zu Sheila, die nur die Augen verdrehte und ihr Weinglas an die Lippen setzte. Sie wußte Bescheid, daß ihr Mann und sein bester Freund bald wieder auf Tour gehen würden…

***

In seinem Arbeitszimmer hatte Bill Conolly auf mich gewartet. Er stand am Schreibtisch, umhüllt vom Schein zweier Lampen. Die eine streute ihre Helligkeit von der Decke her nach unten, die andere stand

wie ein Leibwächter aus Glas auf dem Schreibtisch.

Ich schloß die Tür. Bill hatte das Geräusch gehört, schaute hoch und winkte mir zu. »Komm ruhig her, John, du bist doch sonst nicht so schüchtern.«

Neben ihm blieb ich stehen. Er schaute auf keinen leeren Schreibtisch. Auf der Platte lagen mehrere Bücher aufgeschlagen, mit bebilderten Texten.

»Schau dir das an, John«, sagte er.

»Das sehe ich.«

»Was sagst du?«

»Noch nichts.«

Bill knuffte mich in die Seite. »Hör mal, Alter, hat dein Gehirn in den letzten Tagen gelitten, oder was ist?«

»Wie kommst du darauf?«

»Du bist so gar nicht bei der Sache. Vorhin ja, aber jetzt wirkst du auf mich wie jemand, der keine Lust mehr hat.«

Ich hob die Schultern. »Große Lust habe ich auch nicht, da bin ich ehrlich. Ich muß immer an den letzten Fall denken, bei dem ich nicht dabeigewesen bin. Suko, Jane und Shao sind wieder auf eines dieser Wesen gestoßen, das von irgendeinem Typen erschaffen worden ist. Wir wissen nicht, wer dahintersteckt. Da ist wieder eine Spur regelrecht zerblasen worden. Ich hatte mich eigentlich um die Frau des Mannes kümmern wollen, der letztendlich den Kontakt zu dem Unbekannten gehabt hatte. Nimm es nicht persönlich, Bill, aber es paßt mir nicht, daß mir etwas dazwischengekommen ist.«

»Glaube ich dir. Alles klar. Nur können nicht Suko und Jane den Fall bearbeiten?«

»Das werden Sie wohl müssen, obwohl alle drei angeschlagen sind. Suko hat es eigentlich am schwersten erwischt. Ich habe dir ja von seiner leichten Gehirnerschütterung berichtet. Er liegt zwar nicht im Krankenhaus, aber einsatzfähig ist er nicht. Er kuriert sich zu Hause aus. Shao und Jane haben regelrechte Pferdeküsse abbekommen. Die verdammten Gummigeschosse sind wie Hammerschläge.«

»Warum verwendete er denn Gummigeschosse?«

»Das hätte ich ihn gern gefragt, aber dazu ist es leider nicht mehr gekommen.«

Bill war noch skeptisch. »Aber du hast dich schon entschieden, wo und wie du weitermachen willst?«

»Klar. Hier bei Aibon.«

»Dann ist es gut.«

»Was bedeuten die Bücher?« fragte ich.

»Möglicherweise einen Teil der Lösung.«

»Das ist gut. Welchen?«

»Wir haben den Begriff der klagenden Felsen gehört. Ich weiß nicht,

ob er dir etwas sagt, John…«

»In Verbindung mit Aibon eventuell schon.«

»Okay. Aber er schwebt noch etwas diffus im Raum. Das ist korrekt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Bei mir nicht.« Bill streckte seinen rechten Zeigefinger aus und tippte der Reihe nach auf die Buchseiten. »Das alles hier hängt mit den klagenden Felsen zusammen. Sowohl der Text als auch die Bilder. Es gibt die klagenden Felsen. Ich habe diesen Begriff schon früher einmal gehört und bin natürlich mißtrauisch geworden, als er jetzt wieder auftauchte. Ich habe nachgeschaut, und das Ergebnis siehst du hier. Wir haben hier in unserem Land ein Stück Küste, das singende oder klagende Felsen genannt wird. Weiß der Henker, aus welchem Grund, aber die Tatsache bleibt bestehen und ist nicht zu leugnen.«

»Wo müssen wir suchen?«

»In Cornwall.«

Ich mußte grinsen. »Klar, einsamer geht es nicht. Entweder dort oder in Wales. Dort haben sich die Kidnapper einen guten Platz für ihre Beute ausgesucht.«

Bill schlug ein weiteres Buch auf. Es war ein Atlas. Nicht der modernste, mehr ein spezieller. Da ging es nicht um Geographie oder Wirtschaftsgeographie, es war ein Werk, in dem Stätten eingezeichnet waren, die man als sagenumwobene Plätze und Orte bezeichnen konnte. Auch die singenden Felsen waren aufgeführt. Ebenso alte Gemäuer, Burgen, Abteien, Gutshäuser oder verwunschene Teiche und Seen.

»Woher hast du das Buch?« fragte ich.

»Mal gekauft. Ist sehr wertvoll und hilfreich. Jetzt gib acht.« Bill strich mit dem Finger über die Nordküste der Halbinsel Cornwall. »Dort gibt es sogar eine Watergate Bay«, sagte er.

»Bezeichnend.«

»Kann sein, aber die interessiert uns nicht. Etwas südlich davon springt die Küste vor und sieht auf der Karte so aus, als wären Fingerkuppen ausgestreckt worden. Genau das ist die Gegend, die wir suchen. Dort finden wir die singenden Steine.«

»Gut. Und was noch?« fragte ich.

»Sonst nichts. Vielleicht das Mädchen«, sagte Bill. »Aber sonst ist es dort ziemlich einsam. Die nächste Stadt ist relativ weit entfernt. Wann fahren wir?«

Ich schaute hoch. »Nicht so eilig, Bill. Du bist dir sicher, daß dies das einzige Gebiet ist, das sich die singenden Felsen nennt? Oder gibt es da noch Alternativen?«

»Nein, keine. Ich habe überall nachgeschaut. Es ist nichts da, wirklich nichts.«

»Aibon«, murmelte ich.
»Was sagst du?«
»Wir hörten doch, daß es Aibons singende Felsen sind. Was immer man darunter zu verstehen hat?«
»Ich habe auch keine Ahnung.«
Meine Hand fuhr über die Blattseiten hinweg. »Hier stehen auch keine Erklärungen.«
»Keine direkten. Man spricht vom Gebiet der singenden Felsen. Was es damit jedoch auf sich hat, kann ich beim besten Willen nicht sagen. Es gibt keine Erklärungen. Seit Hunderten von Jahren heißt diese Ecke der Küste so. Ich weiß nicht, ob das Gestein singt, habe mir natürlich Gedanken darüber gemacht.« Er strich durch sein Haar. »Vielleicht liegt es am Wind, der dort besonders stark weht, so daß es zu diesen jaulenden Geräuschen kommt. Möglich ist in diesem Fall alles. Gerade für uns, wo wir verdammt viele Überraschungen erlebt haben. Aber wenn ich mir dein Gesicht anschaue, kann ich keine große Begeisterung darin entdecken.«
»Das täuscht.«
»Glaube ich nicht. Willst du fahren?«
Ich lächelte. »Bill«, sagte ich und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Wir kennen uns schon so lange. Auch wenn es nicht so aussieht, aber der Begriff Aibon hat mich schon elektrisiert. Wir werden fahren.«
Auf dem Gesicht des Reporters zeigte sich ein Strahlen. »Und wann wird das sein? Ich habe schon vorsichtshalber und auch heimlich gepackt.«
Heimlich. Ich mußte grinsen. Das war sicherlich wegen Sheila geschehen.
»Wann willst du los?«
»Morgen früh?«
»Einverstanden. Aber sehr früh.«
»Darauf kannst du dich verlassen.«

***

Der noch warme Septemberwind hatte die Wolken vertrieben und uns einen azurblauen Himmel beschert. Nur weit im Westen, auf dem offenen Meer, waren einzelne Wolken zu erkennen.
Ein wunderschöner Herbsttag! Die Natur sehnte sich noch einmal nach der Wärme des vergangenen Sommers, den zahlreiche Touristen in der sonst einsamen Landschaft verbracht hatten.
Das war vorbei. Die Küste gehörte wieder den Einheimischen und den Naturfreunden, die tagelang durch diese rauhe und wunderschöne Landschaft wanderten, um ihren Reiz einzufangen, als wäre die menschliche Seele ein Fotoapparat.
Wind, Himmel und Wellen!

Um diese drei Dinge drehte sich vieles auf der breiten Halbinsel. Besonders dann, wenn man an der Küste lebte.

Wer hier seine Ruhe haben wollte, der fand sie auch. Es gab genug einsame und verschwiegene Plätze, um die sich auch Legenden und Sagen rankten, denn nicht alles war tot, was auch so aussah.

Zwerge, Elfen und Feen, sollten in den langen Sommernächten ihre Verstecke verlassen und die Menschen beobachten. Manchmal wurden in der Nacht seltsame Lichter entdeckt. Mal kreisförmig und sprühend wie bei Feuerwerkskörpern, mal wie blasse Scheiben oder Punkte in der Luft schwebend.

Vögel hatten hier ebenfalls ein Paradies gefunden. Hin und wieder konnte man auch einen Adler beobachten. Falken und Sperber kreisten ebenfalls durch die Luft, nutzten die Aufwinde. Das lag auch an den hohen Klippen, gegen die seit Urzeiten das Wasser donnerte.

Das Wasser war wichtig.

Hier lebte man vom Wasser. Es brachte die Kraft, es brachte die Fische, es brachte die Energie. Der Atlantik lag wie eine unendlich weite Fläche nach Westen hin, als wollte er die Träume der am Ufer und auf den Klippen stehenden Menschen mit auf die Reise nach Westen nehmen, bis hin zu den Vereinigten Staaten.

Das Meer war beherrschend. Das Meer war überall, und das Meer faszinierte.

Auch Joanna Westwood war in seinen Bann geraten. Die schreckliche Zeit, die hinter ihr lag und wo sie sich in der Gewalt der beiden Entführer befunden hatte, lag hinter ihr. Die beiden Maskierten hatten das Geld und waren damit verschwunden. Sie hätten Joanna sogar freigelassen, aber die junge Frau hatte nicht gewollt. Sie hatte sich in diese Gegend verliebt. Sie wollte bleiben und ein einfaches Leben führen. Sie wollte sich mit der Natur verbünden und ein Teil von ihr werden. Aber auch ein Teil der geheimnisvollen Welten und Zonen, die andere Menschen nicht sahen.

Den beiden Kidnappern hatte sie das kaum begreiflich machen können. Erst nach langem Reden hatten sie akzeptiert und waren verschwunden. Ob für immer, das wußte Joanna nicht. Sie traute den beiden nicht. Pläne konnte man schnell umwerfen. Wer die erste Million besaß, gab sich damit oft nicht zufrieden, der wollte mehr und diesen Grundstock erweitern.

Joanna interessierte sich nicht mehr für Geld. Gut, sie hatten ihr einige Scheine großzügigerweise dagelassen, aber hundert Pfund waren nicht die Welt.

Joanna würde schon durchkommen, davon war sie überzeugt. Es gab ja noch die Hütte, die ihr Schutz bot. Ob die Kidnapper sie gebaut hatten oder andere Personen, das konnte sie nicht sagen, jedenfalls bot sie ihr für eine Weile Schutz. Sie stand dort, wo sich die

Heidelandschaft in den Niederwald hineindrückte, immer noch hoch gelegen, nicht weit von der Küste entfernt, so daß Joanna ständig das Rauschen des Meeres und die wuchtige Brandung hörte.

Sie stand gern an den Klippen, schaute als einsamer Mensch aufs weite Meer hinaus, ließ sich vom Wind umspielen und hatte den Eindruck, daß ihre Gedanken durch Wind und Wellen bis an die Küste der Vereinigten Staaten getragen wurden.

Joanna erlebte dabei so etwas wie ein Kolumbus-Gefühl. Ja, sie fühlte sich als Entdeckerin. Sie hatte gewisse Veränderungen entdeckt und war sogar in andere Welten vorgestoßen. Immer nur kurze Blicke, die aber waren faszinierend gewesen und hatten Joannas Entschluß gefestigt, bleiben zu wollen.

Eine andere Welt.

Geheimnisvoll rätselhaft wie der Name.

Aibon…

Manchmal dachte sie ihn nur. Hin und wieder flüsterte sie ihn auch und ließ ihn dann auf der Zunge zergehen.

Welch ein Name, welch ein Land! So wunderschön, irgendwie gläsern, aber trotzdem echt.

Dieses Land faszinierte sie. Es zog sie an. Es mußte zwischen Realität und Traum liegen, geborgen in einer ungewöhnlichen Welt, in die sicherlich nur wenige Menschen eindrangen, aber ihr waren die ersten Blicke gelungen.

Und sie wollte mehr, viel mehr.

Wieder stand sie oben am Rand der Klippen, schaute hinaus aufs Meer und dachte daran, daß sich ein schöner Tag dem Ende entgegenneigte. Die Sonne hatte sich zurückgezogen und noch einmal verfärbt. So bauschte sie sich im Westen auf wie eine gewaltige Blutblase, die alles überschwemmte, aber bereits von der anrückenden Dämmerung bedroht wurde. Teile dieses roten Scheins legten sich auf die Wellen und packten die Wasserfläche ein wie einen roten Teppich.

Joanna liebte diesen Augenblick. Sie fand ihn herrlich, sie fand ihn einfach wunderbar, und sie spürte in ihrem Körper ein bestimmtes Kribbeln - wie schon lange nicht mehr.

Erklären konnte sie es nicht. Es war keine Nervosität, es war etwas anderes. In ihr baute sich eine ungemein starke Spannung auf. Das Blut zeigte sich erhitzt, es rauschte immer schneller durch die Adern.

Joanna bewegte die blassen Lippen und sprach gegen den Wind. »Es wird etwas geschehen. Ich spüre es. Ich spüre es sehr deutlich. Die folgende Nacht wird entscheidend sein.«

Die junge Frau riß die Arme hoch und lachte. Sie hatte ein kleines, rundes Gesicht, mit einem beinahe noch kindlichen Ausdruck. Eine Stupsnase, ein kleiner Mund, leichte Pausbacken und eine helle Haut. Ihr schulterlanges Haar war rötlichblond. Es war auch nicht glatt,

sondern setzte sich aus zahlreichen Locken zusammen.
Sie trug eine graue Hose, einen weißen und grauen Pullover, der ihr bis über die Taille reichte. Ihre Füße steckten in Turnschuhen mit dicken Sohlen. Durchaus eine Kleidung, die in diese Gegend paßte, aber Joanna wußte auch, daß sie für die andere Welt nicht unbedingt günstig war.
Aber das würde sich noch ändern, davon war sie überzeugt. Sie schenkte dem roten Himmel noch einen letzten, beinahe abschiednehmenden Blick. Joanna wußte, was sie zu tun hatte. Es war die Zeit für den Abstieg gekommen. Sie würde nicht hier oben bleiben, sondern hineingleiten in die andere Zone, wo die Felsen und kargen Gewächse sie umgaben, wo die Umgebung sehr rauh war, aber durchaus ihren Reiz hatte.
Noch ging sie über das mit Gras und Flechten bewachsene Plateau. Über ihr spannte sich der Himmel wie eine blaue Leinwand, nur einmal durchbrochen von einem schimmernden Flugzeug, auf dessen Rumpf sich das letzte Licht spiegelte und reflektiert wurde, als hätte jemand Glasscherben in die Luft geworfen.
Die Maschine hatte sicherlich einen weiten Flug hinter sich und würde bald in London landen.
Joanna schaute zu Boden, während sie einen Fuß vor den anderen setzte. Sieh hielt sich selbst umschlungen, schleifte mit den Sohlen über die glatten Steine und wußte,, daß sie bald durch die schmale Rinne zwischen die Felsen steigen würde.
Links von ihr lag der Wald. Sie blieb stehen und schaute zu den Bäumen hin. Die Birken würden als erste ihre Blätter verlieren. Noch aber flatterten sie im Wind und schimmerten, als wären sie lackiert worden. Die Stämme zeigten ein bleiches Weiß und erinnerten an Knochenarme.
Joanna ging weiter.
Der lichte Wald blieb zurück. In der Ferne sah sie einen rötlichen Teppich, denn dort blühte die Heide in all ihrer romantischen Pracht. Joanna hatte sie nicht durchwandert. Sie hatte sich nur an deren Anblick erfreut, die Umgebung, der Küste war für sie wichtiger. Die Felsen, das Wasser, die ewige Brandung der helle Schaum der Gischt, die an dem blanken Gestein in die Höhe kletterte.
Der Weg zum Wasser hin war nicht sofort zu entdecken. Man mußte ihn schon kennen, doch Joanna wußte Bescheid. Nachdem die Kidnapper mit dem Geld verschwunden waren, hatte sie sich auf die eigentliche Entdeckungsreise begeben und war von den singenden Felsen fasziniert gewesen. Da trafen zwei Welten zusammen, sehr deutlich hatte sie es gespürt, und sie hatte es als wunderbar empfunden. Als einen Volltreffer in ihrem Leben. Nur einmal war sie in die Zivilisation zurückgekehrt. Von einer einsamen Telefonzelle aus

hatte sie ihren Vater angerufen und ihm ihr neues Leben erklärt. Sie wußte, daß er sich grämen würde, aber sie dachte auch daran, daß es ihr Leben war und nicht das ihres Vaters. Sie mußte glücklich werden. Sie mußt die neuen Pfade entdecken, sie war noch jung, und das Leben, das sie bisher geführt hatte, war einfach leer gewesen, wenn sie näher darüber nachdachte.

Leer und öde…

Keine Feten mehr. Keine aufgesetzten Typen, die unbedingt in sein wollten. Keine dummen Gespräche über Modetrends oder über Lokale, die man einfach gesehen haben mußte. Das war alles vorbei, das wollte sie auch nicht mehr. Es widerte sie an. Diese Typen kannten nur Spaß und Action.

Sie hatten nie gelernt, sich allein durchzuschlagen, denn hinter ihnen stand immer das Geld der Eltern. Das konnte nicht das eigentliche Leben sein.

Joanna mußte sich konzentrieren. Manchmal führte der Pfad sehr steil abwärts. Dann stach er zwischen die Felsen hinein, wie bei einer Klamm. Manche Felsen kamen Joanna vor wie versteinerte Tiere aus der Urzeit oder wie Riesen, die einmal dieses Gebiet bevölkert hatten, jetzt aber schliefen und darauf warteten, irgendwann wieder erweckt zu werden. Ein phantasievoller Mensch konnte in die Formationen der Felsen vieles hineininterpretieren, und die junge Frau wußte auch, daß es nicht unwahrscheinlich war.

Die Düsternis nahm zu.

Es stand keine Sonne mehr am Himmel, die ihre Strahlen in diese kleine Schlucht schickte.

Schatten umfingen die einsame Wanderin. Sie waren wie lange, kalte, geisterhafte Hände, die sie hineinzerren wollten in ihr Reich, um ihr dort viele Geheimnisse zu zeigen.

An manchen Stellen war die Schlucht so lang, daß sich Joanna abstützen konnte. Es war auch gut so, denn der Weg unter ihr behielt seine leichte Nässe oder Feuchtigkeit auch den Sommer über. Es kam immer wieder vor, daß ein gewaltiger Sturm das Meer aufwühlte und die Wellen so hoch in die Luft schleuderte, daß deren Gischt wie ein sprühender Teppich in die Region der Felsen hineinwehte und dort liegenblieb, wo es schattig und kühl war.

Auf den glatten Steinen hatten Moose und Flechten ihre Heimat gefunden.

Manchmal kam Joanna besser voran. Da hatte die Natur aus einer Laune heraus so etwas wie eine Treppe gebildet, die sie nehmen konnte.

Sie stieg dem Wasser entgegen, und die Geräusche der Brandung hatten sich verändert. Joanna hörte sie nicht mehr so wie oben auf den Klippen. Jetzt donnerten sie gegen ihre Ohren, als würden sie in

einen Trichter hineingleiten, der die Geräusche hallend weitertrug. Für einen Fremden hörten sie sich immer gleich an. Nicht für Joanna. Sie konnte inzwischen genau heraushören, wann die Brandung sich mal erholte und weniger wild war.

Die Hälfte des Wegs hatte sie bereits hinter sich gelassen. Als sie stehenblieb und einen Blick in die Tiefe warf, da sah sie auch, wie sich das Wasser freie Bahn verschaffte. Wie es durch die Lücken glitt, die wie Schnitte in die Felsen hineingebohrt waren. Das Wasser füllte dann die schmalen Rinnen aus. Es schimmerte silbrig wie ein Bach, der bald gestoppt wurde.

Man mußte schon wirklich näher an das Wasser herangehen, um erkennen zu können, daß die See nicht direkt an den Felswänden endete, sondern sich zwischen ihr und dem Gestein noch so etwas wie ein schmaler Sandstrand befand. Weiter vom Ufer entfernt ragten zwei hohe Felsen aus dem Wasser, die Joanna an Stierköpfe erinnerten und den anrollenden Wellen die erste Wucht nahmen.

Die junge Frau kannte die Gegend lange genug, um sich schon einen Stammplatz ausgesucht zu haben.

Den steuerte sie an. Es ging besser, je tiefer sie kam. Da waren die Stellen breiter, auf die sie ihre Füße setzen konnte. Zudem behielt das Gelände seinen treppenförmigen Aufbau bei.

Sie ging einmal in die Hocke, um sich abzustoßen. Sie übersprang ein Stück Felsen, sah das auslaufende Wasser in den kleinen offenen Zungen wie zum Greifen nah vor sich und wußte genau, daß sie noch einige Meter zurückzulegen hatte, um das Ziel zu erreichen.

Es war ihre Höhle.

Entstanden im Laufe von Jahrmillionen. Der Wind hatte den Felsen an einer bestimmten Stelle ausgewaschen und so eine Einbuchtung, eben ihre Höhle, geschaffen.

Die war nicht groß, aber sie bot Schutz vor Wind und Wetter. Joanna hüpfte ihrer Höhle entgegen, hatte sie sehr bald erreicht und tauchte ein in die halbdunkle Welt, die durch eine Art Vordach aus Holz vergrößert worden war.

Eine Decke lag dort bereit. Holz hatte sie ebenfalls gesammelt, um ein Feuer zu machen. Trinkwasser gab es auch. Ein Paket mit Lebensmitteln hatten die Entführer ebenfalls zurückgelassen. Es stammte von der Army, und es enthielt Dauerwurst, Vollkornbrot, Konfitüre und Kekse. Aber auch einen Dosenöffner sowie Schmerztabletten.

Das war ihre kleine Welt, in der sie sich wohl fühlte. Joanna lächelte, als sie das Ziel erreicht hatte. Aus ihrer hinteren rechten Hosentasche holte sie drei Kerzen und legte sie später neben die Decke, nachdem sie die ausgebreitet hatte.

Dann ließ sie sich nieder.

Ihr Blick fiel nach draußen, und sie gratulierte wieder der Natur, daß diese es geschafft hatte, die Höhle genau an einer bestimmten Stelle aus dem Gestein zu fräsen.

Die Sicht wurde zwar von den gegenüberliegenden Felsen versperrt, doch wenn sie in einem bestimmten Winkel saß, dann konnte sie bis auf das Meer hinausschauen, wo sich die Wellen bewegten wie ein Strom der Ewigkeit. Aber sie sah auch den flachen Strand, an dem die Wasserreste ausliefen wie schlanke, schimmernde Schlangenkörper, über die jemand Alupapier gezogen hatte.

Es ging ihr gut, sehr gut sogar - aber sie spürte auch weiterhin den Druck und die Spannung in ihrem Körper. Noch hatte sich der Tag nicht ganz verabschiedet, auch wenn in ihrer Umgebung die Dunkelheit immer mehr zunahm, aber der Himmel über ihr zeigte noch ein gewisses Licht.

Joanna wartete.

Es war ihr Platz.

Hier würde sie das Singen der Felsen deutlicher wahrnehmen, und sie lächelte bereits in Vorfreude.

Die singenden Felsen. Das große Geheimnis eines fremden Reiches, das den menschlichen Augen verborgen war. Es würde Veränderungen geben, und Joanna würde sie erleben. Ihr Blick wanderte wieder hinaus auf das Meer, wo die Wellen ihren roten Schimmer allmählich verloren hatten. Sie waren grau geworden. Die Dämmerung schickte ihre Schatten. Wie immer wütete das Wasser gegen die Felsen, und auch die hochsprühenden Gischtfahnen sahen nicht mehr so hell aus wie im Tageslicht.

Ungewöhnliche Schattenmuster formierten sich auf dem Meer. Manchmal klatschten sie wie graugrüner Tang gegen das Ufer. Den schmalen Sandstreifen überschwemmten sie immer. Er sah stets braun aus, an manchen Stellen blieben die Geschenke des Meeres liegen, die die Wellen beim Zurücklaufen vergessen hatten.

Muscheln, grünschwarzer Tang, mal das Skelett eines Seevogels, aber keine Verunreinigungen einer Industriegesellschaft, wie sie an anderen Stränden zu finden waren.

Die Zeit verstrich, und die Dunkelheit nahm zu. Joanna dachte darüber nach, ob sie eine Kerze anzünden sollte. Sie ließ es bleiben. Wenn man sie finden wollte, war das auch im Dunkeln der Fall.

Der Sommer hatte sich verabschiedet, und so wurden auch die Abende kühler. Sie spürte den Wind, der sich immer wieder durch irgendwelche Lücken freie Bahn schaffte, an den Felsen entlangstrich und auch gegen sie wehte. Er spielte mit ihren Haaren, wehte sie in die Höhe oder mal zur Seite, drehte sie auch und ließ sie über ihre Augen streichen.

Es roch nach Wasser, nach Salz, es roch jedenfalls klar und frisch.

Kein Vergleich mit dem Gestank in London oder in anderen Großstädten auf der Insel.

Ein sich bewegender Schatten erregte Joannas Aufmerksamkeit. Er zirkulierte über die Felswand rechts von ihr, als stünde dort ein unsichtbarer Maler, der seinen ebenfalls unsichtbaren Pinsel heftig schwang.

Joanna schaute hin. Sie war drauf und dran, aufzustehen, als sich der Schatten veränderte.

Er sank jetzt zu Boden und materialisierte sich vor ihr. Er nahm Gestalt an, und Joanna schaute auf einen großen Vogel, der seine Schwingen zusammenklappte.

Auf einem kleinen Felsvorsprung hatte er sich festgekrallt. Seine Füße wirkten wie dünne, gekrümmte Finger. Er hatte seinen Kopf gedreht, um Joanna anzuschauen, und auch sie konnte direkt in seine Augen blicken, die so rund, so klar und auch völlig wimpernlos waren. Wie Halbkugeln schauten sie aus den Höhlen hervor.

Der Vogel rührte sich nicht. Er schaute die junge Frau nur an. Sie stand unter einer ungewöhnlichen Beobachtung. Schauten diese Augen bis auf den Grund ihrer Seele? Wollten sie herausfinden, ob sie würdig war, näher mit der anderen Welt Kontakt aufnehmen zu dürfen? War dieser Vogel ein Bote Aibons?

Joanna Westwood spürte die Kälte. Sie rieselte als Schauer über ihren Körper. Da reichte der dicke Pullover nicht, um sie zu wärmen. Hinzu kam der Blick der Vogelaugen. Sie waren sehr klar, aber von unterschiedlicher Farbe. In der Mitte tiefschwarz und um diese Kreise herum von einem kräftigen Blau.

Auch das paßte nicht in die normale Natur hinein. Es war einfach anders geworden. Vögel mit derartigen Augen hatte sie sonst nie gesehen, und sie atmete leise, weil sie den Eindruck hatte, nicht stören zu dürfen.

Der Vogel war erstarrt.

Nur der Wind fuhr über seinen Körper hinweg und ließ das Gefieder an einigen Stellen zittern.

Joanna wartete weiter. Sie wußte, daß die Felsen sie nicht im Stich lassen würden. Sie wartete auf das Singen, das den Einbruch der Dunkelheit begleitete.

Dann breitete der Vogel seine Schwingen aus. Er stieg in die Höhe und turnte dabei dicht an der Felswand entlang. Sekunden später war er dem Blick der jungen Frau entrückt.

Sie saß da wie immer. Es hatte sich auch nichts verändert. Die Stille lastete nach wie vor auf ihr, aber die normalen Geräusche waren dabei weit in den Hintergrund gedrückt worden, als wären Geister dabei, sie wegzuziehen, weil sie störten.

Die Umgebung hatte sich äußerlich nicht verändert, und doch war

sie eine andere geworden. Sehr klar, ungewöhnlich scharf konturiert. Himmel und Erde stießen einander ab. Joanna dachte auch an eine Glaskuppel, unter der sie sich befand.

Sie suchte den grau gewordenen Himmel nach irgendwelchen Vögeln ab. Da bewegte sich nichts.

Das Firmament war zu einer andersfarbigen Mauer geworden, die aber kleine Lücken aufwies, durch die Licht schimmerte. Eben das Blitzen der Sterne.

Die Frau stand auf.

Sie brauchte nur einen Schritt weit zu gehen, um die Höhle verlassen zu können. Dicht davor blieb sie stehen. Jetzt schützte sie kein Felsen mehr. Sie bekam den Wind voll mit. Kalt umwehte er ihren Körper. Er schmeckte nach Salz und Frische.

Hatte sich die Luft um sie tatsächlich verändert? Sah sie die Steinwände trotz der Dunkelheit des Abends jetzt klarer und intensiver?

Sie konnte es nicht sagen. Überhaupt war es für sie schwer, etwas zu beschreiben. Joanna mußte sich da schon ihren eigenen Empfindungen hingeben.

Diese waren anders geworden. Stärker, intensiver, aber es gab keine Lösung für sie.

Noch zeigte sich nichts. Nur der Wind war da. Der Wind blieb auch.

Er veränderte sich.

Plötzlich zuckte Joanna zusammen. In ihren Augen erschien ein Leuchten, der Mund war zu einem Lächeln verzogen, denn nun war das eingetreten, auf das sie gewartet hatte.

Die Steine fingen an zu singen…

***

Joanna Westwood kannte das Ereignis. Sosehr sie es sich auch herbeigewünscht hatte, sie stand doch wie unter Strom, als es tatsächlich eintrat.

Die Felsen gaben ihre Botschaft ab. Es war wunderbar. Obwohl Joanna keine Erklärung wußte, nahm sie es hin und freute sich über diese wundervolle Botschaft.

Singende Felsen…

Waren es Melodien, waren es pfeifende oder heulende Töne? So recht wußte sie es nicht, aber sie gab sich diesem Singsang hin. Sie fühlte sich dabei mehr als wohl, und ihr Mund verzog sich immer mehr zu einem breiten Lächeln.

Das war jetzt ihre Welt. So klar, so ohne Sorgen und inzwischen auch vertraut.

In jede der Felswände schien ein ungewöhnliches Musikinstrument eingebaut zu sein, das sie nicht sah, das aber seine Melodien an ihre

Ohren schickte.

Manchmal, als hätte jemand auf einer klassischen Panflöte geblasen. Dann unheimlich und hohl klingend. Wie jammernde Musik, die aus einer Knochenflöte strömte. Als wollte die andere Welt, die hier irgendwo war, zeigen, welche Unterschiede es in ihr letztendlich gab. Schön und klangvoll auf der einen, unheimlich, wie von einem Todesboten geblasen, auf der anderen Seite.

Sangen die Felsen wirklich? Oder war es nur der Wind, der ihr durch seine Geister die Botschaft schickte?

Geister!

Sie waren unsichtbar. Sie wurden von vielen Menschen verneint, man zweifelte an ihrer Existenz, das hatte auch Joanna getan, doch dies lag weit zurück.

Jetzt zweifelte sie nicht mehr. Sie gehörte nun zu den Menschen, die auch die anderen Welten hinnahmen. Die von Aibon nicht nur gehört hatten, sondern denen es erlaubt worden war, einen kurzen Blick in diese andere Welt zu werfen.

Nach dem Singen, während des Singens…

Aibon würde erscheinen. Joanna stand vor ihrer Höhle und wartete voller Sehnsucht darauf.

Eigentlich hätte es zwischen den Felsen jetzt sehr dunkel sein müssen. Diese Normalität war nicht eingetreten. Trotz der grauen Dunkelheit, die auch die wogende Weite des Meeres erfaßt hielt, war es dort, wo die Frau stand, heller - und vielleicht auch gläserner.

Ja, wie Glas.

Dünnes, durchsichtiges Glas. Kein Spiegel, sondern schon mehr eine Botschaft.

Sie hob ihren rechten Arm an und streckte ihn aus. Dabei bewegte sie die Finger, als könnte sie innerhalb der objektiv noch vorhandenen Leere trotzdem etwas greifen.

Sie faßte nichts an.

Und doch war da etwas.

Genau dort, wo sich ihre Fingerkuppen befanden, sprühte plötzlich ein ungewöhnliches Licht auf.

Es war grünlich, hatte auch einen Blauschimmer und tanzte um ihre Finger herum.

Tinkerball, dachte Joanna und erinnerte sich an seine Geschichte. Damals hatte sie Alice in das Land der Wunder immer sehr gern begleitet, und ähnliches geschah auch hier.

Das Licht funkte über ihre Fingernägel hinweg. Es blieb bei seiner ungewöhnlichen Farbe, wobei das Grün stärker hervortrat als das Blau. Wenn sich beide Farben mischten, entstand ein gläsernes Türkis, das sprühend vor ihr entlanghuschte.

Sie lächelte.

Sie war glücklich.
Aibon war in der Nähe.
Joanna zog den Arm wieder zurück. Sie spürte auf den Nägeln das ungewöhnliche Kribbeln, als hätten sich auf dieser Platte gewisse Strominseln zusammengeballt.
Aibon war nahe, sogar zum Greifen nahe. Er würde erscheinen - vielleicht für länger - und sich nicht wieder sofort zurückziehen. Aibon war ihre neue Traumwelt. Sie wollte hineintreten, sie wollte sich vor ihr einnehmen lassen.
»Ich liebe dich!« flüsterte die junge Frau. »Ich liebe dich, Aibon, ja, ich liebe dich…«
Genau auf diese Worte schien die andere Welt gewartet zu haben, denn einen Moment später kam es Joanna vor, als wäre ein Vorhang vor ihren Augen entfernt worden.
Die normale Welt war noch da, aber sie lag hinter ihr und konnte nicht mehr gesehen werden.
Und vor ihr?
Die Steine sangen noch immer, aber sie sahen jetzt anders aus. Wie dem auch sei, Joanna lächelte selig, denn vor ihr lag tatsächlich das geheimnisvolle Reich Aibon…

***

Das kleine Hotel lag in der Nähe der Stadt Bodmin und gehörte zu den Häusern, die im Winter geschlossen hatten, weil sich um diese Jahreszeit kein Tourist mehr dorthin verirrte.
In den Herbstmonaten jedoch war das Hotel geöffnet, und genau darauf hatten Roman Infana und Gregg Ralston gespitzt. Schon vorher hatten sie sich informiert, und jetzt, wo alles vorbei war, sahen sie keinen Grund, ihren Plan zu ändern.
Sie waren in diesem kleinen Hotel abgestiegen, um dort die nächsten Tage in Ruhe zu verbringen.
Das Lösegeld hatten sie bekommen. Es hatte alles wunderbar geklappt, und sie mußten natürlich wissen, wie es weiterging, wie Marvin Westwood reagierte. Ob er die Polizei einschaltete oder nicht. Ob nach ihnen gefahndet wurde. Das waren Dinge, die sie herausfinden wollten. Und sie gingen davon aus, daß jeder, der hinter ihnen her war, sie in einer Großstadt suchen würde. Vielleicht in London oder in Liverpool, aber nicht in der Nähe, wo sie das Mädchen gefangengehalten hatten.
Zwar fühlten sie sich in diesem Hotel nicht wohl, es lag zudem außerhalb, und der Wind wehte oft genug den fauligen Gestank aus den Sümpfen herüber, aber hier fragte man nicht groß, hier waren es die Besitzer gewohnt, die unterschiedlichsten Typen zu beherbergen, denn die Wanderer waren zumeist Individualisten.

Das Hotel wurde vom Ehepaar Looe geführt. Er hieß Gaston, seine Frau hörte auf den Namen Irma.

Vorfahren von ihnen mußten in Frankreich gelebt haben. Die Looes hatten sich dieser Gegend angepaßt. Sie waren ruhig, schon verschlossen und ließen die Gäste in Ruhe. Hin und wieder kam eine Frau aus Bodmin, die ihnen half, aber auch sie war eine ruhige Person.

Das Hotel war aus Holz gebaut worden. Es sah aus wie eine nicht ganz geglückte Blockhütte, bei der sich der Erbauer nicht ganz klargeworden war, welchen Stil er nun verfolgte. So sah die Frontseite zwar glatt aus, aber die Rückseite bestand aus mehreren Anbauten, in denen auch die kleinen Zimmer der Gäste lagen.

Dusche und Toilette gab es auch, aber nicht auf den Zimmern.

Zum Hotel gehörte auch ein Aufenthaltsraum. Ein Mittelding zwischen Wohnzimmer und Kneipe.

Wenn wenig Gäste zu betreuen waren, hielten sich die Besitzer auch dort auf. Zumeist lief dann die Glotze - und fast immer Fußball, denn Gaston Looe war Fußball-Fan.

Auch an diesem Abend saß er vor der Flimmerkiste. Übertragen wurde ein Spiel der Glasgow Rangers, die in der Champions-Liga ihre Chance suchten.

Der Hotelier litt mit den Glasgow Rangers und freute sich mit ihnen. Er konnte nie ruhig auf dem Stuhl sitzenbleiben, fluchte mal oder schrie auf, wenn eine Chance vertan war.

Schräg hinter ihm hockte an einem Tisch ein einsamer Wanderer und beschäftigte sich mit seinem Essen. Neben dem Teller mit dem Bohneneintopf und den Lammstücken darin stand ein großer Krug mit Bier, aus dem er hin und wieder einen Schluck nahm. Manchmal schaute er auch auf die Glotze. Dann blieb der volle Löffel jeweils in der Luft stehen, und es störte ihn auch nicht, wenn Suppe in seinen Bart oder auf den Tisch tropfte.

In eine Ecke gedrückt, dort, wo der Tisch neben einem schmalen Fenster stand, hatten die beiden Kidnapper ihre Plätze eingenommen. Sie saßen da, schauten hin und wieder nach draußen, tranken von ihrem Bier und schwiegen sich die meiste Zeit über an.

Es herrschte so etwas wie Leerlauf zwischen ihnen. Seit zwei Tagen besaßen sie jetzt das Geld. Es lag oben in ihrem Zimmer. Eine Million Pfund. Noch immer hatten sie es nicht gepackt, wie reich sie eigentlich waren, und es juckte ihnen schon in den Fingern einige dieser Scheine auszugeben, um sich das kaufen und leisten zu können, von dem sie immer schon geträumt hatten.

Doch jedes Ding hat zwei Seiten.

Wenn sie jetzt anfingen, mit dem Geld um sich zu schmeißen, würde es auffallen. Schließlich entstammten sie nicht dem Jetset oder den oberen Zehntausend, sondern eher den unteren Tausend.

Die beiden Erpresser hatten sich bei der Army kennengelernt und waren nach einigen Jahren ausgeschieden. Unehrenhaft. Sie hatten beide keinen Bock mehr gehabt. Weder Ramon Infana, der trotz seines spanischen Namens Brite war, noch Gregg Ralston, dessen Eltern aus Irland stammten.

So unterschiedlich wie ihre Herkunft war, so unterschiedlich sahen sie auch aus.

Ramon Infana war der typische Spanier. Dunkles, dichtes Haar, eine naturbraune Haut, fast schwarze Augen und düstere Bartschatten, die auf seinen Wangen wuchsen. Er war fünfunddreißig, aber in seinem Gesicht zeichneten sich schon die Falten eines Fünfzigjährigen ab, der ein wildes Leben geführt hatte.

Gregg war zwei Jahre älter. Man konnte ihn auch das Milchgesicht bezeichnen. Eine blasse Haut, helle Haare und einen rötlichen Bartwuchs, der mehr als spärlich sein Kinn zierte und aussah wie gefärbte Spinnweben. Gregg hatte wasserklare Augen.

»Was machen wir?« fragte Ramon, als er nach einem tiefen Schluck sein Glas abgesetzt hatte.

Gregg grinste schief. »Ich wüßte schon, was ich machen würde. So richtig einen draufhauen, die Puppen tanzen lassen. Champagner und Weiber in einer Hotel-Suite und nicht in einem solchen Loch wie hier.«

»Hä, hä, was willst du denn? Hier ist es doch gemütlich?«

»Das sagst du!«

»Und ein Weib hast du auch gehabt.«

Ralstons Augen glitzerten. »Ja, aber ich mußte es mit dir teilen. Die Kleine war gut. Verdammt, die hatte einen Körper! So herrlich frisch, da saß alles an der richtigen Stelle. Ein Genuß.« Er leckte sich noch jetzt die Lippen.

Auch Infana grinste. »Das kann ich nicht abstreiten.« Er schob sein Glas zur Seite. »Andere Mütter haben aber auch schöne Töchter. Vergiß die Kleine.«

»Nein.« Ralston schüttelte den Kopf.

»Warum nicht? War sie deiner Meinung nach so gut? Glaube ich nicht. Oder du hast keine Erfahrungen? Ich kann dir Weiber nennen, die holen dir das Weiße aus den Augen und…«

»Das meine ich nicht.«

Jetzt lachte Ralston. »Wie meinst du es denn? Bisher drehte sich bei dir alles um die Blonde.«

»Ich denke eben weiter.«

»Ausgezeichnet. Und wohin geht dein Gedankenweg?« Infana holte eine Zigarette aus der Schachtel und zündete sich das Stäbchen an. Er paffte zwei Wolken und schaute zu, wie sich Gregg zurücklehnte und gegen die Balken der Decke schaute.

Währenddessen tobte der Wirt, weil Glasgow ein Tor geschossen hatte. Der einsame Wanderer war dabei, den Raum zu verlassen. Seinen Rucksack schleifte er hinter sich her.

»Es dreht sich um Kohle.«

Ramon nickte. »Das hört man gern. Und weiter?«

»Um mehr Kohle.«

»Ach.«

Jetzt grinste Ralston. »Kannst du dir nicht vorstellen, was ich meine, Amigo?«

»Noch nicht, aber du wirst es mir gleich sagen.«

»Okay, mache ich glatt. Was hältst du davon, wenn ich Joanna Westwood mit einer Kuh vergleiche?« fragte Ralston.

Ramon Infana glaubte, sich verhört zu haben. »Das würde ich für hirnrissig halten, denn Kühe sehen anders aus, wenn ich dich daran erinnern darf.«

»Das ist richtig. Ich meine es auch nur im übertragenen Sinne«, sagte Ralston. »Joanna ist für mich die Kuh, die man melken kann.«

Ramon schaute auf seine Zigarette, nahm noch einen Zug und drückte sie dann aus. »Ich fange allmählich an, gewisse Dinge zu begreifen.« Er nickte.

»Aber sind die Fünfhunderttausend nicht genug?«

»Gegenfrage: Hört sich eine Million nicht besser an? Damit lassen sich schon Träume erfüllen.«

Ramon grinste. »Ja, du hast recht. Doppelt so viele wie mit Fünfhunderttausend.«

»Wir sollten sie uns holen, Ramon.«

Infana überlegte. Er griff zur nächsten Zigarette, trank aber auch noch Bier. »Der Alte zahlt, wie?«

»Glatt.«

»Hat er soviel?«

»Klar.«

»Und wir holen uns die Tochter zurück.«

Gregg nickte heftig. »Und ob wir uns die Kleine holen.« Er tippte gegen seine Stirn. »Das ist mir erst jetzt eingefallen, verdammt! Sie wollte nicht weg. Sie ist dort geblieben, wo wir sie uns geschnappt und festgehalten haben. Mann, wenn das keine Chance ist! Wir fahren wieder hin und holen sie uns. So einfach ist das.«

»Ja, ganz einfach.«

Gregg gefiel die Antwort nicht. »Warum sagst du das so komisch, Amigo?«

»Ich weiß nicht.«

»Was weißt du nicht?«

»Ob es genauso klappt wie beim erstenmal.«

»Ein Risiko ist immer dabei. Nichts läuft im Leben ohne Risiko ab. Ob

du nun eine Straße überquerst oder dich in ein Flugzeug hockst. Risiken sind immer vorhanden.«

»Da hast du recht«, stimmte Ramon zu. »Aber ich brauche erst einen Whisky, um…«

»Willst du dich besaufen?«

»Nein. Oder willst du heute abend noch zu der Kleinen hin?«

Gregg Ralston schüttelte den Kopf. »Nicht in der Dunkelheit. Wir werden es morgen in Angriff nehmen, und der Alte wird uns die nächste Million gern geben. Der hängt an seiner Tochter wie an seiner eigenen Leber, das kannst du mir glauben.«

»Auf die Leber«, sagte Ralston und rief nach dem Wirt, um sich einen Doppelten zu bestellen.

»Komme gleich.«

»Aber nicht erst in der Halbzeit, Mann. Ich habe Brand.«

»Ja, ja, schon gut.« Der Mann stand nicht auf. Er rief nach seiner Frau, die im Nebenzimmer saß und strickte.

»Du kannst mir auch die Flasche bringen!« rief Ralston.

»Willst du dich doch besaufen?«

»Nur mit dir zusammen, Gregg.«

Er winkte ab. »Okay, ich trinke einen mit. Wir haben lange genug abstinent gelebt.«

Irma Looe kam mit der Flasche und mit zwei Gläsern. Sie war eine Frau um die Fünfzig. Das Leben hatte sie gezeichnet, nicht nur im Gesicht. Ihr Haar war grau, sie ging ziemlich gebeugt und war in ihrem alten Kittel, über den sie eine Strickjacke gestreift hatte, auch nicht eben gut angezogen.

»Ich setze die Flasche auf die Rechnung.«

»Ja, tun Sie das«, sagte Ramon und zog den Korken hervor. Dann ließ er den Whisky in die beiden Gläser gluckern und stieß mit seinem Kumpan an. In den hell klingenden Laut sprach er seinen Trinkspruch. »Auf daß die edle Jauche Wellen schlag in unserem Bauche. Cheers!«

Sie tranken und stellten die Gläser leer. Ramon füllte sie wieder nach. »Das ist doch ein herrliches Gesöff. Nicht zu vergleichen mit dem dünnen Bier hier.«

Ramon Infana blieb beim Thema. »Du willst dich also morgen auf die Socken machen?«

»Sicher.«

»Und weiter?«

»Wie weiter?«

»Wie sollen wir es anstellen? Wieder die Masken aufsetzen, oder willst du die Kleine - na ja, du weißt schon.« Er fuhr sich mit der gestreckten Hand am Hals entlang.

»Nein, nach Möglichkeit nicht. Wir sind schließlich keine Unmenschen - oder?«

»Das sind wir nicht.«
Gregg Ralston leckte einen Tropfen von seiner Oberlippe. »Wir sind nur zwei mittelarme Hombres, die gern ein Stück von dem großen Geldkuchen in der Welt abhaben wollen.«
Ramon nickte. »So sehe ich es auch. Laß uns einen trinken.« Wieder hoben sie ihre Gläser.
Diesmal jedoch war es anders. Da sie am Fenster an der Vorderseite des Hotels saßen, konnten sie sehen, wer kam oder ging. Und sie sahen das helle Scheinwerferlicht eines langsam fahrenden Autos, das von der Straße abgebogen war und sich dem Hotel näherte.
»Besuch«, flüsterte Infana.
»Gäste?«
»Kann sein.«
Gregg wollte es nicht glauben. »Wer übernachtet denn freiwillig außer uns in einem derartigen Schuppen?«
Infana wartete mit der Antwort, pfiff aber durch die Zähne, als er das Fabrikat des Wagens erkannte.
»Mann, das ist ein Porsche! Alle Achtung. Die Fahrer scheinen auch nicht mehr so easy zu sein wie früher.«
»Ja, alle müssen sparen.«
Roman lachte glucksend. »Nur wir nicht.«
»Du hast es erfaßt«, flüsterte Ralston. »Du hast es wirklich genau erfaßt, Amigo…«

***

»Ist das ein Laden«, sagte ich, als die Scheinwerferlanzen die Fassade des Hauses erwischten.
»Kann ich nichts dafür. An der Straße stand nur Looe's Hotel.« Er schaute mich an. »Wenn du willst, können wir ja weiterfahren.«
»Nein, laß mal, ist nur für eine Nacht.«
»Das denke ich auch.«
»Außerdem bin ich ziemlich kaputt.«
»Deine Schuld, Bill«, sagte ich. »Du wolltest dich nicht ablösen lassen.«
»Ich fahre nun mal gern.«
»Ja, das sehe ich.«
Der Reporter schaltete das Licht aus, und wir beide stiegen aus.
Wir kannten die Gegend um Bodmin herum. Dort war es eigentlich immer feucht, was an den nahen Sümpfen lag. Im Herbst nahm die Feuchtigkeit noch zu, und auch an diesem Abend hatten sich die Nebelschwaden verdichtet. Als hellgraue Inseln zogen sie lautlos über das Land.
Ich hatte meine Tasche vom Notsitz geholt und schlenderte als erster auf die Tür des Hotels zu.

Selbst in der Dunkelheit sah es nicht eben vertrauenerweckend aus. Bei Tageslicht wären wir sicherlich weiter gefahren, so aber hatten wir uns entschlossen, in der Nähe der Küste zu übernachten.

Wir waren sehr lange unterwegs gewesen und brauchten ein Bett.

Die Lampe an der Tür verteilte ihr schwaches Licht. Sie blendete mich nicht mal, als ich hineinschaute. Verschlossen war die Tür nicht. Ich drückte sie auf und schaute in einen Flur. Ein alter Schrank aus den Fünfzigern diente als Rezeption. Hinter den stumpfen Scheiben malten sich die an Haken hängenden Schlüssel ab.

Aus einem Nebenraum links von uns - Bill war inzwischen ebenfalls eingetroffen - hörten wir eine Fußball-Übertragung.

Dann erschien eine Frau. Sie sah ziemlich müde und abgespannt aus, und ebenso müde war auch ihr Lächeln. »Brauchen Sie Zimmer?«

»Zwei«, sagte Bill.

»Haben wir.« Sie drehte sich um und öffnete eine Glastür. Zwei krumme Schlüssel wurden uns in die Hände gedrückt. »Nummer sieben und Nummer sechs. Wenn Sie duschen wollen, sagen Sie Bescheid, das kostet extra. Die Dusche ist auf dem Flur.«

»Toll«, sagte Bill.

»Wie meinen Sie das?«

»Daß sie sich immerhin auf dem Flur befindet und zum Glück nicht weit hinter dem Haus.«

Die Frau hatte keinen Humor. »Die Zimmer sind oben. Wenn Sie noch was essen wollen, sagen Sie mir jetzt Bescheid. Ich schließe die Küche in wenigen Minuten.«

»Was gibt es denn?« fragte ich. »Oder was muß weg?«

Böse starrte sie mich an. »Keinen Eintopf mehr.«

»Wir wollten nicht wissen, was Sie nicht haben, sondern was Sie uns anbieten können.«

»Ja, ja, schon gut. Sandwiches. Ich kann Ihnen auch Hamburger braten.«

»Den nehme ich«, sagte Bill.

Ich hob zwei Finger. »Aber mit Ketchup.«

»Kriegen Sie.«

Die Frau verschwand, wir schauten uns an, grinsten, schüttelten die Köpfe und stiegen die Treppe hoch, deren altes Holz sich jammernd beschwerte.

Oben suchten wir erst mal nach dem Lichtschalter, fanden ihn und schritten durch die trübe Flurbeleuchtung zu unseren Zimmern.

Die Dusche entdeckten wir auch, ebenfalls die Toilette. Man hatte zwei Nullen an die Außentür gehängt. Der Raum war besetzt. Jemand schien Schwierigkeiten mit der Verdauung zu haben, wie anders hätten wir sein Stöhnen einstufen sollen?

»Willkommen auf dem Lande«, sagte Bill, »wo alles noch so echt ist.«

Dann schloß er auf.

Ich warf einen Blick über seine Schultern. Das Zimmer war sauber, da konnte man nicht meckern.

Sogar relativ groß. Nicht nur ein Bett stand dort, auch eine Couch mit verblichenem Blumenmuster und ein kleiner Schrank.

Einen Teppich gab es nicht. Wir bewegten uns auf blanken Holzbohlen.

Mein Zimmer sah ebenso aus wie das meines Freundes. Ich lüftete zunächst einmal und blieb vor dem offenen Fenster stehen, durch das die kühle Luft in mein Gesicht wehte.

Ich schaute auf einen dunklen Wald, hörte die Stimme der Nachttiere und sah den klaren Sternenhimmel.

Als Bill den Raum betrat, schloß ich das Fenster wieder. »Können wir gehen?«

»Ja.«

Im Gang begegnete uns der Mann, der auf der Toilette gewesen war. Er nickte uns zu, wobei wir nicht feststellen konnten, ob er erleichtert war oder nicht, denn sein Bart bedeckte einen Großteil des Gesichts. Er trug nur sein Unterhemd und seine Hose. Die wiederum wurde von zwei breiten Trägern gehalten, damit sie ihm nicht von der mageren Figur rutschte.

Lächelnd gingen wir wieder nach unten. Dort betraten wir den Raum, aus dem wir die Geräusche des Fußballspiels gehört hatten.

Der Mann, der vor der Glotze hockte, ließ sich durch unser Eintreten nicht stören. Die Frau hatte bereits am Fenster einen Tisch für uns gedeckt.

An einem anderen Tisch hockten zwei Männer zusammen, die zwar versuchten, sich möglichst locker und gleichgültig zu geben, aber doch zu uns hinschielten, um herauszufinden, wie sie uns wohl einstufen sollten. Sie hatten sich auch unterhalten, ihr Gespräch aber nach unserem Eintritt unterbrochen.

»Ist Ihnen der Tisch recht?« fragte die Frau.

»Ja, natürlich.«

»Ich bin Irma Looe. Der Kerl von der Glotze ist mein Mann. Uns gehört das Hotel.«

Auch wir stellten uns vor. Sprachen dabei leise, so daß die Männer am anderen Fenster die Namen nicht verstanden.

»Wollen Sie auch was trinken?«

»Ein Bier!« bestellte ich.

Bill nickte. »Für mich auch, und bringen Sie uns noch zwei doppelte Whiskys.«

»Gern. Ihr Essen ist gleich fertig.«

»Wunderbar.«

Die Stühle waren breit und bequem. Zuerst kamen die Getränke,

wenig später stellte uns die Frau zwei Teller vor die Nasen, auf denen die Hamburger lagen.

Hoho, das werden zwei Ottos. Sie rochen sehr gut. Die Zwiebeln waren Cross angebraten. Gurkenstücke und ein frisches Salatblatt lagen zwischen den beiden Brötchenhälften und dem Stück Rindfleisch. Auch die Flasche Ketchup stand bereit, und die Wirtin wünschte uns einen guten Appetit, den wir tatsächlich hatten. Die Hamburger schmeckten, und wir waren zufrieden, denn auch das Bier war okay. Kühl und nicht zu bitter.

Mit dem Whisky hatten wir angestoßen, und alles war in Ordnung, bis auf eine Kleinigkeit. Von meinem Platz aus konnte ich die anderen Männer sehen. Hin und wieder schaute ich sie zwangsläufig an und mußte jedesmal feststellen, daß uns die beiden nicht aus den Augen ließen.

Ich reagierte nicht, gab mich locker, was allerdings nicht einfach war, denn ich saß ungern auf dem Präsentierteller.

Unsere Teller waren bald leer, und beide mußten wir ein Lob loswerden, als die Wirtin kam, um abzuräumen.

Zum erstenmal sahen wir sie lächeln. »Ach, das ist doch nichts Besonderes. Ich koche nun mal gern.«

»Die anderen Gäste wissen das hoffentlich zu würdigen, Mrs. Looe«, sagte ich.

»Ähm - wie meinen Sie das?«

»Die beiden Männer am Tisch. Sind das Fremde, oder stammen sie aus der Umgebung?«

»Nein, das sind Gäste.«

»Aha.«

»Ruhige Leute. Sie bleiben nur bis morgen. Vielleicht kommen Sie wieder, das haben sie schon mal gemacht.«

»Okay, danke.«

Als uns die Wirtin allein gelassen hatte, fragte Bill. »Ist was mit diesen Männern gewesen? Oder warum hast du dich so extrem hinterlistig nach ihnen erkundigt?«

»Ich weiß es nicht, Bill. Ich habe nur festgestellt, daß sie permanent in unsere Richtung schauten.«

»Kennst du sie denn?«

»Nein, die Gesichter sind mir unbekannt.«

»Mir auch.«

Ich trank einen kräftigen Schluck Bier. »Vielleicht haben sie auch deinen Wagen gesehen und wundern sich jetzt, was einen Porschefahrer in diese Gegend treibt.«

»Die Müdigkeit«, erwiderte Bill. Dann holte er sein Handy hervor, das er aus dem Wagen mitgenommen hatte. »Ich habe Sheila versprochen, sie anzurufen.« Er tippte die Nummer, bekam seine Frau sofort an den

Apparat und erklärte ihr, daß alles normal gelaufen war. Er teilte ihr noch mit, wo wir übernachteten, schickte einen Kuß durch das Telefon und schaltete das Gerät aus. »So, jetzt ist sie beruhigt.«

Ich gähnte.

»He, müder Geisterjäger, was ist los mit dir?«

»Ich melde mich gleich ab zum Matratzenhorchdienst.«

»Erst trinken wir aus.«

»Das versteht sich.« Beide hoben wir die Gläser an. »Auf wen oder was trinken wir?«

Bill überlegte. »Auf Aibon?« murmelte er.

»Ja, und auf Joanna Westwood, von der ich nur hoffe, daß wir sie gesund und munter vorfinden.«

Bill nickte. Wir leerten unsere Gläser. Auch der Rest des Whiskys rauschte durch unsere Kehlen.

Danach standen wir auf. Zahlen wollten wir am nächsten. Tag. Das Spiel war inzwischen beendet.

Auch der Wirt stand auf, reckte sich und nickte uns zu. Da er ein fröhliches Gesicht machte, hatte sein Verein wohl gewonnen. An der Tür drehte ich mich noch einmal um.

Die beiden Männer schauten uns noch immer nach.

Hatten sie uns erkannt?

Ich wußte es nicht, hob die Schultern und folgte Bill zur Treppe.

***

Aibon hatte sich ihr geöffnet!

Dieses wundersame Land lag vor ihr, und Joanna konnte es kaum fassen. Es war auch anders als sonst, denn diesmal verschwand es nicht. Es blieb bestehen, so daß sie einen Blick in die herrliche Weite dieses Landes werfen konnte.

Weit und doch nicht weit!

Felsen, die sangen. Wasser, das gegen den Strand und damit auch vor das harte Gestein wuchtete.

Aber trotzdem waren es verschiedene Bilder, denn diese Steine wirkten anders. Sie schimmerten brauner, sie waren mit einer leicht grünen Schicht bedeckt, und all die Felsen zeigten andere Formen, als wollten sie eine besondere Landschaft bilden, über der ein türkis schimmernder Himmel wie ein weiter Wächter lag.

Joanna Westwood staunte. Sie hatte das kindliche Staunalter zwar hinter sich gelassen, in diesem Fall aber konnte sie nicht anders. Sie mußte sich erst an diese neue Welt gewöhnen, die auf der einen Seite so fremd, auf der anderen aber wiederum so herrlich vertraut war, denn diesen Blick kannte sie. Er hatte sich jetzt wiederholt und dauerte länger.

Angst verspürte sie nicht. In ihr hatten sich Freude und Erwartung

gepaart, und sie glaubte auch daran, von dieser einmaligen Welt erwartet zu werden.

Bleibe ich stehen? Gehe ich?

Fragen schwirrten durch ihren Kopf. Sie traute sich noch nicht, eine Antwort zu geben, was auch gut war, denn sie erlebte Veränderungen, die nicht in ihrer unmittelbaren Nähe, sondern im Wasser begannen, dessen Oberfläche anfing sich zu verändern.

Nicht sofort, nicht so schnell. Es lief alles sehr langsam ab, wobei der Wellenschlag bestehen blieb.

Wo das Wasser auslief, schäumte es, und dicht davor entstanden plötzlich Strudel, die sich um die eigene Achse drehten, die im Wasser verschwanden, als wären sie hineingezerrt worden, um anschließend wieder an die Oberfläche zu steigen und sich zu zeigen.

Joanna war von diesen Phänomenen fasziniert. Sie verteilten sich an verschiedenen Stellen des Wassers. Aus ihnen hervor stachen für einen Moment bestimmte Gegenstände, die für die junge Frau am Strand nicht zu erkennen waren, weil sie einfach zu weit entfernt stand.

Das Licht veränderte sich. Nicht schnell, eher gemächlich, damit ein Beobachter auch alles mitbekommen konnte. Es sah für Joanna aus, als wäre der Mond mitsamt seinen Gestirnen gewandert, um auf die Felsen zu scheinen. In der Luft flimmerte es. Silbrige Gaze sank vom Himmel und verteilte sich auf dem Wasser, das für die Frau zu einer hellen Fläche wurde, aus der sich jetzt etwas hervorreckte.

Waren es Hände, waren es Krallen, waren es nur Felsen? Vielleicht gehörten sie zu einer Insel, die plötzlich vom Grund des Meeres in die Höhe gedrückt worden war. Es waren nur Hände, Klauen oder klobige Stücke zu sehen, die allesamt alt wirkten. Köpfe mit Gesichtern entdeckte Joanna nicht.

Die Faszination der Veränderung glitt auch auf sie über. Es fiel ihr nicht leicht, den Kopf zu bewegen und sich umzuschauen. Der Herzschlag war überdeutlich zu spüren, ähnlich wie bei einem starken Angstgefühl. Aber Furcht verspürte sie noch immer nicht. Vielmehr ein großes Staunen über diese ungewöhnliche Veränderung. Sie war auch fasziniert. Es stellte sich für Joanna die Frage, ob sie sich noch in ihrer normalen Umgebung befand, die sie kannte. Wo ihre Höhle war, ihre Felsen, die so seltsam gesungen hatten.

Das blieb auch jetzt.

Ein unruhiges Singen. Etwas düster, hohl, aber nicht mehr so laut. Es zog sich auch zurück und war schließlich ganz verschwunden.

Joanna konzentrierte sich wieder auf sich selbst. Ich bin hier, dachte sie. Ich stehe hier. Ich sehe das Wasser. Ich sehe auch die Felsen. Aber ich sehe auch etwas anderes.

Damit meinte sie nicht die Strudel. Auch nicht die Gegenstände, die aus den Wellen hervorschauten; sie kam sich vor wie jemand, die in

eine andere Welt hineingestellt worden war. Man hatte sie weggetragen, fortgeholt von ihrem Gestade, aber das konnte auch nicht stimmen, dann hätte sie bewegt werden müssen.

Sie hatte sich nicht bewegt, sie war stehengeblieben. Mit ihrer Umgebung war etwas geschehen. Sie war nicht mehr dieselbe.

Nicht mehr so grau sahen die Felsen aus. Sie hatten eine grünliche Farbe bekommen, ziemlich dunkel sogar, als wären sie mit Moosen und Flechten bedeckt. Dazwischen gab es auch graue Stellen, nie richtig glatt und ausgewaschen, sondern oft tief eingekerbt und gefräst. Die Steine kamen ihr vor wie zusammengewürfelt. Waren sie trotzdem gleichgeblieben, oder hatte sich nur das Licht verändert?

Das Wasser schäumte und umgurgelte die Ausläufer der Felsen.

Die Frau hob den Blick. Der Himmel über ihr sah aus wie ein düsteres Tuch. Wolken oder grünliche Nebel trieben über dem Wasser. Ein fahler Mond glotzte nieder wie ein unheimliches Auge.

Das Wasser rauschte mit leiseren Tönen heran. Es lief dicht vor ihren Füßen aus, wo es einen quirligen Schaumteppich bildete, auf dem die Blasen immer rasch wegplatzten.

Jenseits von Joannas Sichtbereich erhoben sich große Vögel träge in die Luft. Und ebenso träge flogen sie auch weiter. Die Schwingen leicht bewegend, das Gefieder gesträubt. Sie sahen aus wie künstliche Tiere, die ferngelenkt wurden.

Das Meer rauschte, war aufgewühlt. Aus der Tiefe rissen die Wellen etwas an die Oberfläche. Alte Stämme oder Zweige trieben über die Oberfläche und dem Ufer entgegen, prallten gegen die Felsen, wurden wieder zurückgezogen, aber einige von ihnen blieben schon in den Lücken liegen.

Bisher hatte Joanna nur auf dem Fleck gestanden und geschaut. Sie war zu überrascht gewesen und auch nicht in der Lage, selbst etwas zu unternehmen.

Bis sie etwas in ihrem Kopf spürte, das sie sich nicht erklären konnte. Es war keine Stimme. Es war mehr ein Druck, eine Lockung, eine sanfte Gewalt im Kopf.

Man wollte etwas von ihr.

Sie wußte nicht, wer dies sein könnte. Natürlich hatte sie sich Gedanken darüber gemacht. Nur war es unmöglich für sie, eine Lösung zu finden. Hier hatten die Gesetze der normalen Welt aufgehört zu existieren. Eine andere hatte sich darüber geschoben und diktierte alles.

Auch die Frau!

Der Drang in ihrem Kopf hatte sich verstärkt. Noch immer war es kein Befehl. Für sie war das Meer zu einem Magneten geworden, der sie einfach lockte.

Es gibt Selbstmörder, die in finsteren Nächten mit staksigen Schritten

ins Wasser gehen, um sich umzubringen. Die einfach in einen See hineinlaufen, immer kleiner werden und irgendwann verschwunden sind.

So kam sich Joanna vor.

Da war der Drang zum Wasser, wie sie ihn nie zuvor gespürt hatte. Einfach hineingehen und dann verschwunden sein.

Es war ja nicht weit bis zum Wasser. Die wenigen, sie trennenden Schritte hatte sie bald hinter sich, und sie spürte sehr deutlich die Kühle und auch die Gischt, die gegen sie geschleudert wurde. Unzählige Perlen und Tropfen bildeten einen Schleier, die ihr manchmal einen Teil der Sicht nahmen.

Joanna ging nicht ins Wasser. Sie blieb dicht vor dem hellen Rand der auslaufenden Wellen stehen und konnte jetzt erkennen, was das Wasser aus der Tiefe hervorgeholt und auf den schmalen Uferstreifen zwischen die Felsen geschleudert hatte.

Knochen - Gebeine. Mal zersplittert, dann wieder heil. Dunkle Knochen, als wären sie mit erdbrauner Farbe bestrichen.

Sie erschrak nicht und schaute sich die Knochen nur an. Joanna nahm alles sehr gelassen hin. Nicht daß sie sich wohl fühlte oder ihre neue Umgebung begriffen hätte, sie war einfach fatalistisch geworden, glaubte also an die Vorherbestimmung und erinnerte sich daran, daß im Laufe der Geschichte die großen Entdecker zahlreiche Opfer gebracht hatten.

Die Frau drehte den Kopf nach links. Dort war ihr etwas Blinkendes aufgefallen. Ein Stück Metall oder Glas. Sie ging schnell hin und bückte sich.

Der Gegenstand klemmte fest, er mußte vom Wasser angespült worden sein. Sie sah einen Griff, auf den sich eine dicke Schicht aus Patina gelegt hatte.

Er hatte nicht geblinkt, aber Joanna wußte plötzlich, daß sie den Griff hart umfassen und dann ziehen mußte.

Sie tat es, während hinter ihr die Felsen wieder anfingen zu singen. Es klang, als schickten die Seelen der Toten ihre Klagelieder über das Meer.

Joanna zerrte heftiger und hatte schließlich Erfolg. Der Gegenstand kam frei.

Es war ein Schwert!

Eine schwere Waffe mit einer langen Klinge. Nicht einfach zu halten. Joanna war es nicht gewohnt, mit derartigen Dingen umzugehen, und sie faßte mit beiden Händen zu, um die Waffe in die Höhe zu hieven. Die hatte ihr Gewicht, aber Joanna ließ sie nicht los. Über ihr Gesicht huschte ein Lächeln. Die Augen leuchteten plötzlich, denn sie hatte den Eindruck, daß dieses Schwert für sie bestimmt war. Es war ihr fremd. Trotzdem sah sie es als einen Vertrauten an, und über die

Waffe hinweg schaute sie gegen die anrollenden Wellen.
Dabei durchströmte ein merkwürdiges Gefühl ihren Körper. Es war Wärme und Kälte zugleich, aber auch Kraft. Das Gefühl nahm an Stärke zu, bis es zu einem gewaltigen Strom geworden war, der für diese immense, schon beinahe übermenschliche Kraft sorgte und ihr die Gewißheit gab, dieses Schwert führen zu können.
Sie lächelte noch immer.
Es war wunderbar. Sie war zu einem neuen Menschen geworden. Sie hatte genau das Richtige getan. Aibons singende Felsen waren ihr Schicksal, und so wie sie hätte sich auch eine Göttin fühlen können, die in einem Triumphwagen aus Sternenlicht über den unendlichen Himmel fuhr.
Ein Wunder der Verwandlung!
Ich bin Joanna Westwood! dachte sie. Aber ich bin zugleich eine andere Person. Ich habe meine erste Hülle abgelegt. Ich werde Aibon und seinen singenden Felsen dienen.
Sie schwang das Schwert durch die Luft. Dabei lauschte sie den zischenden Geräuschen, und sie schaute danach wieder auf das Wasser, das ihr trotz der Dunkelheit so klar vorkam.
Wo lag Aibon?
Im Wasser? Um sie herum? Gehörte alles zu diesem rätselhaften Kontinent? Joanna hoffte es, denn sie hatte dieses Land mittlerweile lieben gelernt. Es würde ihr eine neue Chance geben. Sie würde neue Menschen kennenlernen. Neue Tiere. Eine andere Flora. Das alles war ihr plötzlich bewußt geworden, und sie legte das Schwert auf ihre Schulter.
Sie war bereit.
Dann ging sie los.
Das Singen der Felsen begleitete sie auf ihrem Weg. Und es machte ihr nichts aus, in die Fluten zu steigen. Sie schritt hinein wie jemand, der dort Freunde hatte und erwartet wurde. Sie merkte, wie das Wasser ihre Füße umspielte, und es war überhaupt nicht so kalt, wie sie es zuerst gedacht hatte.
Angenehm, beinahe lau.
Die Felsen sangen weiter. Ihr Lied tönte in Joannas Ohren. Sie freute sich auf den neuen Lebensabschnitt, auf die neue Welt, und sie freute sich auf das, was sie jetzt vor sich sah. Zwar noch vom Wasser verdeckt, aber trotzdem zu erkennen.
Ein Land. Eine Gegend. Eine große Welt. Auch Felsen und Berge. Umspielt vom Wasser oder war es nur eine geheimnisvolle Projektion? Joanna konnte keine Antwort geben. Ihr Denken war blockiert, sie mußte das tun, was sie für richtig hielt.
Solange die Felsen noch sangen, war alles gut.
Und so schritt sie weiter in die Wellen hinein…

***

Auch mit dem Frühstück hatte uns Irma Looe überrascht, denn die Spiegeleier waren die besten, die wir seit langen gegessen hatten. Ich aß dazu frisches Landbrot. Die Konfitüre war ebenfalls eine Wucht. Hausgemacht, wie sie uns erklärte.

»Sie sind wirklich super!« lobte Bill.

»Ach, hören Sie auf.«

Bill und ich saßen allein an dem Tisch, an dem wir auch Stunden zuvor unsere Hamburger gegessen hatten, Diesmal waren wir die einzigen Gäste. Mir fehlten beinahe die Blicke der anderen. Es lag auf der Hand, daß ich Mrs. Looe nach den Männern fragte.

»Die sind schon weg.«

»So früh?«

»Ja, und sie haben nicht mal gefrühstückt.«

»Dann haben sie etwas verpaßt«, meinte Bill.

»Manche essen morgens nichts.«

»Wissen Sie, wo sie hinwollten?« fragte ich.

»Nein, das haben sie nicht gesagt. Ich kenne nicht mal ihren Namen, obwohl sie schon zum drittenmal bei mir gewohnt haben.« Sie korrigierte sich. »Doch die Vornamen sind mir bekannt. Ich habe ja gehört, wie sie sich angeredet haben.«

»Wie hießen sie denn?« fragte ich.

Irma Looe wunderte sich. »Sie sind aber neugierig. Warum interessieren Sie die Männer?«

»Ich habe geglaubt, sie zu kennen«, sagte ich. »Haben Sie nicht gesehen, daß die beiden oft zu uns rübergeschaut haben. Auch sie schienen sich zu erinnern. Wir wollten sie noch nach den Namen fragen, das haben wir dann leider vergessen.«

»Gregg und Ramon nannten sie sich,«

»Ah ja«, sagte Bill und kaute dabei.

»Kommen Ihnen die beiden jetzt bekannter vor?«

»Wir werden nachdenken.«

Da Mr. Looe nach seiner Frau rief, ließ sie uns allein. Wir aßen erst einmal die Spiegeleier auf, dann fragte mich Bill: »Was hältst du von den beiden?«

»Das habe ich dir schon gesagt.«

»Weiß ich. Das war gestern. Aber heute? Wie sieht es damit aus? Sie sind schon weg.«

»Ist das unnatürlich?« fragte ich.

»Kann das eine Flucht sein?« Er grinste mich starr an.

»Oder siehst du Gespenster?«

»Das weiß ich nicht, John.« Er schaute auf die Uhr. »Lange sollten wir uns nicht mehr hier aufhalten. Oder willst du noch einen Kaffee?«

»Nein, es war alles gut. Wir können dann in zehn Minuten

verschwinden.«

Die Rechnung übernahm mein Freund. Ich stand schon draußen und packte die beiden Taschen auf den Notsitz. Das Wetter hatte sich gehalten, auch wenn es nach einem Umschwung aussah, denn über Cornwall zeigten sich erste Wolkenstreifen.

Ich empfand es als ziemlich warm für die Morgenstunde. Tatsächlich wehte der Wind aus südlicher Richtung, und die Luft war klar.

Von der Wirtin hatte ich mich schon verabschiedet. Bei Bill dauerte es etwas länger. Als er am Porsche eintraf, sah er mich bereits im Wagen sitzen und die Karte studieren.

»Und, was sagst du? Wie müssen wir fahren?« Er schloß die Tür und schnallte sich an.

»Nach Westen, nur nach Westen.«

»Wie die Pioniere.«

»So ähnlich.«

»Fühlst du dich auch so?« Er drehte den Zündschlüssel. Ich schrak zusammen, als der Motor auf brüllte. Es klang wie ein Schrei der Befreiung. »Satter Sound, wie?«

»Kann ich nicht leugnen.«

»Welche Straße, Pfadfinder?«

»Bleib auf der mit der Nummer dreißig.«

»Wie lange?«

»Bei Fraddon mußt du dann nach Norden abbiegen, in Richtung Newquay. Dann müssen wir suchen.«

»Newquay liegt schon an der Küste - oder?«

»So ist es.« Ich legte die Karte zur Seite und stellte den Sitz etwas zurück.

Cornwall ist kein flaches Land. Dieses grüne und hügelige Land ist in der letzten Zeit als Wanderparadies entdeckt worden. Man hatte versucht, es für den sanften Tourismus zu erschließen und Campingplätze angelegt.

Das Wetter spielte mit. Der Himmel blieb blau. Die Sonne hüllte Cornwall mit ihrem herrlichen Glanz ein. Selbst die alten Burgen, von denen oft nur Reste zurückgeblieben waren, wirkten im Licht des Morgens wie frisch lackiert.

Durch das offene Schiebedach drang der Fahrtwind. Wir genossen die Luft und hätten uns eigentlich fühlen können wie im Urlaub.

Die Straße, auf der wir uns bewegten, war für cornwallsche Verhältnisse ziemlich stark befahren.

Das änderte sich schlagartig, als wir in Fraddon abbogen, einem kleinen Ort mit einer alten Kirche in romanischer Bauweise.

Jetzt schluckte uns die Einsamkeit dieses wunderbares Landes. Der Wind wehte plötzlich frischer, und auch in der Luft lag ein salziger Geruch. Wir hatten das Schiebedach auch weiterhin offen und

genossen diese Fahrt durch ein Stück heiler Natur. Wir sahen hin und wieder Wanderer. Einige gingen allein, andere hatten sich zu kleinen Gruppen zusammengeschlossen.

Auch Schafherden begegneten wir, hin und wieder tauchte mal ein Bauernhof auf.

Bill hatte auf der Karte das Gebiet der singenden Felsen umrandet. Er kannte es aus seinen alten Büchern, und wir fuhren direkt darauf zu. Hier also würden wir Joanna Westwood finden, wenn alles gutging, und eine Spur nach Aibon.

Darauf war ich gespannt.

Nur wenige Menschen in dieser Welt wußten über Aibon Bescheid. Ich gehörte zu ihnen. Aibon war Paradies und Hölle zugleich. Aibon war zu Beginn der Zeiten entstanden, und manche Menschen umschrieben es auch mit dem Begriff Fegefeuer, in das beim großen Kampf zwischen Gut und Böse einige der Engel hineingefallen waren und sich dort in märchenhafte Wesen, Elfen, Feen oder geisterhafte Gestalten, verwandelt hatten.

Das war die eine Seite, die der Druiden, ihr Paradies, nach dem sie strebten.

Es gab auch die andere.

Die des Bösen. Wo ein mächtiger Druidenfürst namens Guywano herrschte und Angst und Schrecken verbreitete: Er wollte das gesamte Land besitzen, was ihm bisher nicht vergönnt war, und so war Aibon nach wie vor in zwei Hälften geteilt.

Ich dachte auch an den Roten Ryan, der so etwas wie der Hüter dieses Landes war und mir schon einige Male geholfen hatte. Auch an Ribanna mußte ich denken, diese schöne Frau, die auf der Seite des Roten Ryan stand. Von beiden hatte ich lange nichts mehr gehört. Nun aber bestand die Chance, das Tor zu Aibon wieder einen Spalt zu öffnen, um hineinschauen oder hineingehen zu können.

Mir fiel auf, daß Bills Gesicht ziemlich zerfurcht aussah. »Hast du Probleme?« fragte ich ihn.

»Nicht mehr als du.«

»Und wie sehen meine Probleme aus?«

»Das ist leicht zu sagen. Wir müssen Joanna Westwood finden. Nicht mehr und nicht weniger. Zudem gehe ich davon aus, daß sie von den Kidnappern in dieses Gebiet geschleppt worden ist und dort auch festgehalten wurde. Ich habe mir gedacht, daß die drei sicherlich nicht im Freien campiert haben. So könnte ich mir vorstellen, daß wir nach einer Hütte Ausschau halten müssen.«

»Zwischen den Felsen?«

»Kann sein.«

»Oder nach einer Höhle.«

»Ja, warum nicht?«

Die Straße vor uns sah aus wie ein langer, grauer Wurm, der seinen Körper in die Landschaft hineingedrückt hatte. Er wand sich auch in die Höhe, und wir gingen davon aus, daß diese schmale Straße direkt bei den Klippen endete.

An der rechten Seite schimmerte die Wasserfläche eines schmalen, aber langen Sees. Seine Oberfläche hatte das Grün der Landschaft angenommen und die Hügel spiegelten sich auf der von Wind leicht gekräuselten Oberfläche, so daß sie aussahen, als würden sie wandern.

Dichte Wälder sahen wir hier nicht. Wenn wir an einem Waldstück vorbeifuhren, dann waren es lichte Laubwälder.

Vögel lärmten hier wie im Paradies. Die ließen sich von den Winden treiben. Sie waren wie kleine Spielbälle, die es genossen, über dem Erdboden zu schweben.

Diese Landschaft hätte bei mir normalerweise für eine gute Stimmung gesorgt, wäre da nicht weit im Hintergrund ein Schatten hochgewachsen, der alles überragte. Zudem gingen mir die beiden Männer nicht aus dem Kopf.

Gregg und Ramon hatten sich für uns interessiert. Immer wieder dachte ich über die Gründe nach.

Im Laufe der Jahre hatte ich mir eine recht gute Menschenkenntnis angeeignet. Diese beiden Männer hatten sich zwar ruhig verhalten, aber zugleich auch seltsam. Es kam mir vor, als hätten sie in uns zwei Feinde oder Gegner gesehen, und das mußte - falls es stimmte - auch seinen Grund gehabt haben.

Hatten sie etwas zu verbergen?

Das war durchaus möglich. Ich konnte darauf keine Antwort geben, aber ich hatte das Gefühl, die beiden bald wieder zu treffen. Zunächst einmal kümmerte ich mich um die Landschaft, denn wir hatten die Küste beinahe erreicht.

Hier war die Gegend rauher und waldlos. Dünengras, hoch und zäh, trotzte dem Wind. Wilde Blumen machten aus dem flachen Gelände einen bunten Teppich. Die Straße war nicht mehr als ein breiter Feldweg, von dem weite Wege abzweigten.

Bill fuhr langsamer. Er kam nicht mehr zurecht. »Sollen wir anhalten?« murmelte er.

Ich holte die Karte hervor. »Eigentlich müßten wir fast am Ziel sein«, sagte ich nach einem Blick auf das Papier.

»Dann suche ich einen Parkplatz.«

Ich deutete nach vorn. »Voilá, du hast die Auswahl.«

Bill drehte das Lenkrad nach links. Von der Straße kam er ab und rollte auf einen fußballgroßen Stein zu, der wie weggeworfen auf dem Boden lag.

»Okay?«

»Meinetwegen.«

Ich nahm die Karte mit, als wir ausstiegen. Jetzt, im Freien, bekamen wir den Wind richtig mit. Er schien in der letzten halben Stunde frischer geworden zu sein. Nach wie vor zeigte der Himmel die sagenhafte Weite, nur war er nicht mehr so leer. Wolken lagen wie große Wattebäusche inmitten des Azurblaus und ließen sich treiben.

Ich war schon vorgegangen. Mein Weg führte mich zu den Klippen.

Das Meer konnte ich bereits sehen. Eine weite, unendlich erscheinende Fläche, die nie zur Ruhe kam. Wo die Wellen sich vergnügten, wo das Wasser schaukelte, wo die Gischtkämme auf den wie Glas aussehenden Wogen tanzten und wo in der Ferne zwei Schiffe dieses wogende Meer durchpflügten. Ein wunderschönes Bild, auch vor mir, wo die Küste steil nach unten fiel. Das Wasser donnerte gegen die Felsen. Wutschreie des Ozeans, der hier seine Grenzen gefunden hatte.

»Na, John, was sagst du?«

»Eine schöne Gegend.«

Bill lachte leise. »Die wir durchwandern werden, um Joanna zu finden.«

Ich deutete in die Tiefe. Dabei beschrieb meine Hand einen Kreis. »Du bist dir also sicher, daß wir hier richtig sind? Im Gebiet der singenden Felsen.«

»Wenn die Bücher nicht gelogen haben, schon.«

»Okay, dann suchen wir. Aber nicht hier oben. Ich denke, wir sollten hinabsteigen.«

»Das dachte ich auch.«

Über die Probleme redeten wir nicht. Es war auch nicht einfach für uns, einen gangbaren Weg zu finden. Er durfte nicht zu steil sein, sonst hätten wir eine Bergsteigerausrüstung gebraucht. Wir bewegten uns in südliche Richtung, immer das Geräusch des ewig wehenden Windes in den Ohren.

Die Vegetation änderte sich, als hätte die Natur hier aus einer Laune hervor eine Insel geschaffen.

Von einem Wald konnten wir dabei nicht reden, eher von niedrig wachsenden Bäumen. Kleine Birken und Latschenkiefern, dazwischen trockenes Gestrüpp und auch recht hohes, starres, gelblich schimmerndes Gras.

Wir waren in dem sich absenkenden Gelände in eine Mulde gelangt, und ich konnte mir vorstellen, daß sich diese Stelle gut als Versteck für eine entführte Person eignete.

Ich lehnte mich gegen einen aus dem Boden ragenden Stein und schaute nach unten. Dabei war mir sofort etwas aufgefallen. Etwas, das nicht so recht in die felsige Umgebung hineinpaßte.

Ich stieß Bill an, der nichts gesehen hatte, weil er in eine andere Richtung geschaut hatte. Der Reporter sah meinen ausgestreckten Arm

und mich in die Tiefe deuten.
»Was ist da?«
»Es sieht aus wie ein Unterschlupf, eine primitive Hütte oder so ähnlich.«
Bill brauchte einige Sekunden, bis er es auch sah. »Tatsächlich, du hast recht.«
»Das Versteck?« murmelte ich.
Bill zog den Mund schief. »Glaubst du wirklich, daß wir ein derartiges Glück haben?«
»Das wird sich noch herausstellen, wenn wir die Hütte besichtigt haben.« Ich stützte mich von meiner felsigen Lehne ab und suchte einen Pfad, der zur Hütte führte.
Natürlich gab es keinen, aber zwischen den Steinen und auch den flacher gewordenen Klippenrändern war Platz genug, um immer wieder Halt zu finden.
Aus der Felswüste hob sich die »Hütte« mit den Krüppelkiefern davor deutlich ab.
Das Meer ließ sich nicht beirren. Es schleuderte unter uns die Wellen gegen den Fels und einen sehr schmalen Strandabschnitt. In der heißen Zeit sicherlich eine ideale und intime Badebucht, vorausgesetzt, man scheute den beschwerlichen Weg nicht.
Wir waren allein. Ich dachte auch nicht mehr so intensiv an die beiden Männer aus dem kleinen Hotel. Einen fremden Wagen hatten wir auch nicht entdeckt.
Manchmal war das Gestein, über das wir marschierten, verflucht glatt. Wir mußten achtgeben, daß wir nicht ausrutschten. Immer wieder fanden wir Halt an den Wänden oder auch an den harten und trotzdem biegsamen Zweigen der Sträucher, die hier unten zahlreicher wurden. An einigen hingen rote Beeren, die aussahen wie winzige Weihnachtskugeln.
Die Hütte rückte näher. Sie wurde deshalb nicht schöner, sie war und blieb primitiv. Sie bestand aus zusammengetragenen Steinen und Treibholz, aus dem ein Dach errichtet worden war.
Den letzten Höhenmeter überwand ich mit einem kleinen Sprung und landete mit beiden Füßen in einer flachen Mulde direkt vor der Hütte. Unter mir war der Boden weich. Ich hatte die Pflanzen nicht zertreten, das war schon vorher geschehen.
Auch Bill hatte den Rest überwunden und war neben mir stehengeblieben. Er schaute mit gerunzelter Stirn auf die primitive Behausung und stellte murmelnd fest, daß sie leer war.
»Wir werden sie trotzdem durchsuchen.«
»Glaubst du nicht an irgendwelche Spuren?«
Ich hob nur die Schultern, ging schon vor und duckte mich, um in die Behausung hineinkriechen zu können.

Es gab so etwas wie einen Eingang. Mehr ein Loch, und ich wunderte mich dann, daß ich mich in dieser kleinen Schutzhütte sogar aufrecht hinstellen konnte. In der sich anschließenden kleinen Höhle war das auch gerade so möglich.

Als Bill hineinschaute, sah ich sein Gesicht über mir. »Ho«, wunderte er sich. »Da scheinen wir ja genau richtig zu sein.«

»Bleib du draußen und halte die Augen offen.«

»Mach ich doch glatt.«

Zwar bestand das Dach nur aus Treibholz sowie gebogenen Ruten oder Zweigen, aber diese lagen doch eng beisammen, so daß sie ein ziemlich dichtes Dach bildeten, das vielleicht sogar Regen abhielt.

Daß dieser Unterschlupf bewohnt war, hatte ich schon beim ersten Blick festgestellt. Hier hatte nicht nur jemand auf der dicken, jetzt feuchten Decke gelegen, sondern auch gegessen und getrunken, denn in einem offenen Karton lagen die Reste eines Lebensmittelpakets zwischen leeren Wasser- und Coladosen.

Ich suchte nach Stricken oder Handschellen, wurde aber nicht fündig. Trotzdem stand für mich fest, daß wir Joanna Westwoods Versteck gefunden hatten. Der erste Schritt war getan. Jetzt brauchten wir nur den zweiten zu gehen, um die Frau zu entdecken.

Ich glaubte daran, daß sie sich ganz in der Nähe aufhielt. Hier war das Gebiet der klagenden oder singenden Felsen. Hier würde es auch die Spur nach Aibon geben, aber sie zu finden, war mehr als schwierig.

Jedenfalls nicht in dieser Behausung, die ich noch einmal durchsuchte. Ich hob auch die Decke an.

Es war nichts mehr zu finden, was auf die beiden Entführer hingedeutet hätte.

Trotzdem war mir die Hoffnung nicht genommen worden. Das erste Ziel war erreicht, das zweite würde folgen.

Ich wandte mich zum Eingang, um die Behausung zu verlassen. Als ich in die Höhe schaute und durch die Lücken des Vordachs peilte, da sah ich Bills Gestalt noch immer am selben Fleck. »He, ich komme jetzt zurück!« rief ich ihm zu.

Er beugte sich vor. »Hast du noch Spuren gefunden?«

»Nein.«

»Bei mir hat sich auch nichts getan. Wir sind wohl die einzigen hier zwischen den Felsen. Warte, ich werde dir das Tor öffnen«, sagte er lachend.

Er beugte sich ruckartig vor. Es war. Zufall, es war Glück, wie auch immer, denn genau in diesem Moment fielen die Schüsse…

***

Zeit, dachte Joanna, was ist schon Zeit?

Nichts mehr, überhaupt nichts. Zumindest nicht für eine Frau wie sie. Denn der Zeitbegriff war einfach aufgehoben worden. Vieles war anders geworden. Die Zeit lief in der fremden Welt nicht mehr so ab, wie sie es gewohnt war, doch sie hatte es sich ja so ausgesucht.

Noch immer dachte sie an die wundervolle Wandlung. Sie war in das Wasser gegangen, als wollte sie sich das Leben nehmen. Aber das Wasser hatte sie nicht zerstört, sondern sie umfangen. Nicht einmal mit feuchten Armen, dieses Gefühl war sehr bald verschwunden. Statt dessen war sie getragen worden. Hineingeweht in dieses andere Reich. Das grüne, beinahe gläserne Paradies, und sie hatte auch die Stimmen gehört. Sie waren fern gewesen und trotzdem nah. Man hatte sie begrüßt und sie als Retterin gefeiert.

Dabei hatte sie das Schwert gehalten, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt. Es kam ihr vor wie ein Wunder, und sie hatte sich rasch an die neue Welt gewöhnt.

Herrlich war sie.

Düster zwar, aber für Joanna war sie zu einer Heimat geworden. Vielleicht war sie auch die eigentliche Heimat gewesen, wer konnte das schon sagen?

Dann hatte sie die Toten gesehen.

Die braunen und auch bleichen Skelette, die überall herumlagen. Menschen, die einmal gelebt hatten, die kämpfen mußten, wobei einige von ihnen noch ihre Waffen festhielten. Die knöchernen Klauen um die Griffe der alten Schwerter geklammert, und sie war über das Feld der Toten gewandert, begleitet von einem sanften Singen, das sie schon einmal gehört hatte.

Es war die Melodie der Felsen, und sie hörte sich in dieser Welt noch lauter an, noch intensiver. Der Gesang hallte in ihren Ohren. Aber die fürchtete sich nicht, weil sie einfach den Eindruck gewonnen hatte, wieder zu Hause zu sein.

Ich bin Joanna!

Des öfteren hatte sie diesen Satz wiederholt, ohne jedoch davon überzeugt zu sein.

Nein, sie war nicht mehr Joanna.

Oder war sie es doch?

Ein anderer Name hatte sich in ihr Bewußtsein geschoben. Zuerst nur zögernd, dann immer drängender, und als sie an einem Platz stehenblieb, wo sie die Trümmer eines mächtigen Schiffes gesehen hatte, da war ihr der fremde Name überdeutlich zu Bewußtsein gekommen und hatte ihren eigentlichen gelöscht.

Svenja!

Sie war Svenja. Nicht mehr Joanna.

Die Frau blieb stehen. Sie starrte auf das Wikinger-Schiff, das schwer beschädigt auf dem Grund lag.

Plötzlich wurde Joanna/Svenja klar, daß genau dieses Schiff sie so angezogen hatte. Die andere Welt um sie herum interessierte nicht mehr. Svenja spürte den wilden Drang, endlich an Bord zu klettern, was ihr erst nach großen Mühen gelang.

Es war das typische Boot der Wikinger. Sogar die Ruderbefestigungen an den Bordwänden waren noch vorhanden, was Svenja sah, als sie sich auf das Deck begab.

Und jetzt, da sie an Bord stand, drang ein tiefer Atemzug aus ihrer Brust.

Sie wußte jetzt, woher sie das Schiff kannte, warum ihr wirklich alles so bekannt vorkam.

Sie war schon auf diesem Schiff gefahren und hatte zur Besatzung gehört. Damals, vor vielen Jahren, als sie in Richtung Süden gesegelt und in den wilden Orkan geraten waren. Ja, sie war eine der wenigen Frauen an Bord gewesen, das Eigentum des Clanführers, und während sie über das Deck mit den vielen Löchern ging, nahm die Vergangenheit in ihrer Erinnerung immer deutlichere Konturen an.

Alles kannte sie.

Die Erinnerung spülte es hoch, aber Svenja suchte etwas Bestimmtes. Sie suchte sich selbst.

Am Heck des Schiffes, das sie rutschend erreichte, befand sich ein kleiner Aufbau. Er wurde noch überragt von der hochstehenden Ruderstange. Einige Waffen hatte die Schräglage hier zusammengetrieben. Svenja sah alte Speere, Schilde und Äxte.

An ihnen schob sie sich vorbei, um einen Blick in den Aufbau zu werfen, der von der Zerstörung so ziemlich verschont worden war. Sie entdeckte die alten Felle, die nicht vermodert waren. Aber sie sah noch mehr, kam aber nicht heran. Mit Hilfe ihres Schwertes vergrößerte sie den Spalt, durch den sie bisher geblickt hatte.. Knochen lagen überall herum. Der letzte Ruck mit dem Schwert, Holz sprengte weg, und Svenja konnte den Aufbau betreten. Über einen Schädel wäre sie beinahe gestolpert. Er lag dicht vor ihren Füßen, und sie hatte das Gefühl, als würde sie von den leeren Augenhöhlen angeglotzt werden, obwohl das nicht möglich war.

Sie stieg über den Schädel hinweg und ging auf die andere Seite des Aufbaus. Das Schwer hielt sie in der rechten Hand. Die Klinge bildete dabei die Verlängerung ihres Arms und kratzte mit der Spitze über das alte, feuchte Holz.

Joanna/Svenja blieb stehen, weil sie einfach stehenbleiben mußte, denn sie hatte so etwas wie einen Befehl bekommen. Die Umgebung dieses halb zerstörten Aufbaus war plötzlich uninteressant für sie geworden. Sie hatte die übrigen Gebeine auch vergessen, einzig und allein der Körper, der vor ihr lag, erregte ihre Aufmerksamkeit.

Es war ebenfalls ein Skelett!

Aber es war noch erhalten. Oder fast. Nur der rechte der beiden Arme zeigte eine Spaltung, denn er war in Höhe des Ellbogens gebrochen. Joanna/Svenja ging in die Knie. Und sie bewegte sich dabei sehr langsam, schon ehrfürchtig.
Die Frau wußte, wer da als Skelett vor ihr lag.
Das war sie. Sie selbst!
Sie hatte sich gefunden. Ihren eigenen Körper, eigentlich nur ihr Skelett. In einer anderen Welt liegend, umgeben von modriger Verwesung, von Feuchtigkeit, von Grauen und Tod.
Es war einfach nur das Wissen. Sie konnte nicht sagen, woher es gekommen war. Dieses Wissen war vorhanden, und sie war auch bereit, es zu akzeptieren.
Ich habe schon einmal gelebt! schoß es ihr durch den Kopf. Ich habe schon einmal gelebt! Damals, als Wikingerfrau. Ich bin sie gewesen, und ich habe Svenja geheißen. Deshalb also dieser Wunsch, zwischen den singenden Steinen zu bleiben. Sie hatte ihre erste Heimat gefunden oder den Ort, wo sie damals aus ihr noch unerklärlichen Gründen gestorben war. Gut, das Schiff war gegen die Felsen geworfen worden, aber die Menschen hätten auf dem Meeresgrund liegen müssen und nicht in einer anderen Welt.
Für die Frau war es schwer, einen roten Faden zu finden. Irgendwann wollte sie es auch nicht und war bereit, ihr halb neues und ihr halb altes Leben anzunehmen.
Sie hockte noch immer vor dem Skelett. Mit dem Schwert stützte sie sich ab, aber die freie Hand streckte sie aus. Ihre Finger näherten sich dem Schädel. Die Knochen waren von einer dünnen, grünlichen Schicht überzogen, deshalb schimmerte das Gebein auch nicht nur bleich.
Ihre Finger zitterten schon, als die Kuppen über das Gebein hinwegstrichen. Sie wollte nicht tasten oder testen, nein, in diesem Augenblick wollte sie einfach nur zärtlich sein und auch Abschied von der Person nehmen, die sie einmal gewesen war.
Es war so einfach und trotzdem unbegreiflich, aber Joanna/Svenja stellte sich den Tatsachen.
Spürte sie die Verwandtschaft zwischen ihr und dem Skelett jetzt stärker, als sie den Schädel berührte?
Nein, da war nichts.
Aber sie wußte auch so genug. Sie würde sich ändern.
Jetzt und hier.
Aus Joanna sollte wieder Svenja werden, eine wilde Kämpferin. An Wunder wollte sie nicht glauben. Trotzdem kam es ihr wie ein Wunder vor, daß sie in der Nähe noch Kleidung sah, die der toten Svenja gehört haben mußte.
Sie war nicht zu Staub zerfallen. Es gab sie noch, zudem bestand sie

nicht aus Stoff, sondern aus dickem Leder, das Joanna/Svenja jetzt vom Boden aufhob.

Die Frau hielt einen Umhang fest. Sie hatte das Schwert zur Seite gelegt und hielt ihn ausgebreitet vor ihren Körper. In ihrer modernen Kleidung kam sie sich deplaziert vor, und sie zog sich auf der Stelle aus.

Mit dem Ablegen der Kleidung streifte sie auch ihre Existenz ab. Sie wollte ihren Namen vergessen.

Sie war nicht mehr Joanna Westwood, sondern Svenja, die Wikingerfrau, die vor Hunderten von Jahren zusammen mit anderen aus ihrem Clan an der Südwestküste Englands gestrandet war.

Bis auf den Slip stand sie nackt zwischen den Gebeinen, schaute sich den Umhang noch einmal an, preßte ihn dann gegen ihr Gesicht, um den Geruch aus der Vergangenheit aufsaugen zu können. Sie suchte darin nach einem Hauch der damaligen Frau, aber die Feuchtigkeit hatte alles überlagert.

Am oberen Ende fand Svenja ein Lederband, das sie unter dem Hals zuschnüren konnte, wenn sie den Umhang um ihren Körper geschlungen hatte. Ein zweites Band fand sie in Höhe der Hüften, und sie stellte fest, daß ihr die Kleidung noch paßte. »Das ist ja ein Ding.«

Mit einer wilden Bewegung warf sie die Haare zurück. Dann schaute sie noch einmal auf das Skelett, wobei sie das Schwert in der rechten Hand hielt. »Du bist nicht tot, Svenja, nein, du bist nicht tot. Ich bin du, denn du bist in mir wiedergeboren worden. Das Schicksal hat uns wieder zusammengeführt, und ich fühle mich wohl.« Beinahe wäre sie den beiden Entführern schon dankbar gewesen, daß diese sie genau an den einsamen Ort von Cornwall gebracht hatten.

Die Botschaft hatte Svenja verstanden, und sie glaubte auch tief und fest daran.

Auf der Stelle wandte sie sich um. Sie war äußerlich noch dieselbe geblieben, aber ihr Inneres hatte sich verändert. Sie spürte die Kraft der Vergangenheit in sich hochsteigen, dieses wilde, kaum zu beschreibende Gefühl, das nur die Menschen erreicht, die auch bereit sind, als Kämpfer ihren Weg zu gehen.

Sie würde es tun.

Wie die Zukunft dabei aussah, das wußte sie nicht. Und ihr war auch unklar, ob sie dieses neue Land Aibon jemals wieder verlassen würde. Wenn nicht, war es auch nicht schlimm. In diesem Reich gab es für eine Kämpferin, wie sie es war, sicherlich viel zu tun, und auf diese neuen Aufgaben freute sie sich.

Mit einem anderen Gefühl als zuvor, betrat sie wieder das freie Deck. Sie schaute zum Himmel. Er lag hoch über ihr wie eine Wand aus grünem Glas.

Plötzlich liebte Svenja diese Welt.

***

Schüsse! Keine Täuschung. Und schnell hintereinander, als lägen zwei oder drei Schützen auf der Lauer, die mit automatischen Waffen feuerten. Wie schon erwähnt, es war Bills Glück, daß er sich so tief gebückt hatte, denn so jagten einige der Kugeln über ihn hinweg. Andere trafen die Felsen in der Umgebung, und sie jaulten als Querschläger davon.

Bill warf sich nach vorn - und brach ein.

Ich hatte mich nach den ersten Schüssen geduckt gemacht und war auch zurückgewichen. Mein Glück, denn sonst wäre Bill Conolly auf mich gefallen. So aber landete er neben mir, gemeinsam mit den Zweigen und Ästen, die das Dach gebildet hatten. Das gab es jetzt nicht mehr, denn über unseren Köpfen befand sich ein Loch.

Die Schüsse waren verstummt, und mein Freund sprach auch nur leise, während er sich unter den Zweigen vorsichtig bewegte.

Er kroch hervor. Ich sah zuerst sein Gesicht, in dem noch immer der Schreck zu lesen stand, aber auch das verzerrte Grinsen, das auf einen gesunden Zorn hinwies.

»Dumme Frage, Bill. Ist dir was passiert? Hat dich eine Kugel erwischt?«

»Nein.« Er kroch näher, drehte sich und schüttelte sich das Zeug ab. Dann kniete er sich neben mich. »Ich muß wohl einen guten Schutzengel gehabt haben.«

»Das hast du bestimmt.« Ich peilte noch oben. Da war nichts zu sehen, abgesehen von diesem herrlichen Herbsthimmel. »Mal eine andere Frage. Hast du gesehen, wer auf dich gefeuert hat?«

»Das hätte ich gern. Aber ich glaube, daß es mindestens zwei Personen gewesen sind.«

»Das denke ich auch.«

Er schaute mich kurz an und wischte dabei einige Blätter von seinem Gesicht. »Und was denkst du noch?«

»Wahrscheinlich das gleiche wie du, Alter.«

»Die beiden aus dem Hotel.«

Ich nickte. »Wer sonst?«

»Du bist gut.« Bill schüttelte sich. »Was haben wir ihnen getan? Warum schießen sie auf uns?«

»Keine Ahnung, aber du kannst auch davon ausgehen, daß zwei Kidnapper noch frei herumlaufen.«

»Daher weht der Wind.«

»Hast du etwas anderes gedacht?«

»Nein, aber ich habe mich nicht getraut, es auszusprechen. Es kam mir doch etwas abgehoben vor.«

Ich winkte ab. »In unserem Job haben wir doch gelernt, daß das Leben stets mit neuen Überraschungen aufwartet.«

»Das stimmt.«
»Und jetzt wollen wir uns mal um die Schützen kümmern.«
Bill schüttelte den Kopf. »Das sieht für uns nicht gut aus, denn wir hängen in dieser Mulde ziemlich fest - wie auf einem Präsentierteller.« Bill wies mit dem Finger in die Höhe und deutete auf verschiedene Stellen. »Die brauchen sich nur auf die Lauer zu legen, dann können sie uns abknallen wie die Hasen, wenn wir aus diesem Loch flüchten wollen.«
»Mal schauen.«
»Laß dir nicht ein drittes Auge schießen.«
»Zwei reichen mir.«
Ich war auf Händen und Füßen nach vorn gegangen, bis ich den Muldenrand erreichte. Da preßte ich mich zunächst einmal gegen die Wand und wartete ab, ob sich etwas tat. Die Ohren hatte ich gespitzt. Wer näher kam, konnte sich nicht lautlos bewegen, dazu war das Gelände zu steinig und zu uneben.
Es blieb zunächst einmal still. Träge schlichen die Sekunden dahin, und aus ihnen wurden Minuten.
Bill hockte hinter mir. Er sah aus wie ein Mann, der an seiner Wut kaute.
Ich deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger an, was ich vorhatte. Bill nickte mir aufmunternd zu, dann schob ich mich vorsichtig an der Innenwand der Mulde in die Höhe.
Das primitive Dach war von der Kugel zerstört worden. An meiner Seite hingen jedoch noch einige Reste nach unten. Die dünnen Zweige bewegten sich im Wind, die daran hängenden Blätter zitterten. Wenn ich es recht überlegte, dann hatten wir doch keine so ungünstige Position. Um uns treffen zu können, mußten die Gegner näher heran, fast bis an den Rand, ansonsten lagen wir für sie im toten Winkel.
Ich spürte schon das Kribbeln auf meinem Rücken, als ich sehr vorsichtig über den Rand hinwegpeilte.
Felsen umgaben mich. Gestrüpp, Krüppelkiefern und Gras klammerten sich dort fest, wo der blanke Fels von lehmiger, festgebackener Erde abgelöst wurde. Da der erste Blick nichts gebracht hatte, wurde ich etwas mutiger und versuchte, den großen Rundblick zu starten.
Das gelang, nur durch den Fels konnte ich natürlich nicht hindurchschauen.
Leider hatten wir nicht feststellen können, aus welcher Richtung geschossen worden war. Ich blickte zunächst nach vorn. Dort bewegte sich nichts, aber es gab auch Mini-Plateaus, die durchaus einen guten Standplatz bildeten. Zum Glück waren sie alle leer.
Die Schießer lauerten. Auch wir blieben ruhig. Ich drehte den Kopf nach rechts.

Dort stieg die Felswand nicht so steil an. Wir waren den Weg selbst heruntergekommen.

Bewegte sich etwas hinter den Büschen? Meine Augen spielten mir einen Streich. Ich hatte einfach zu lange hingestarrt.

»Sssst!« Bill machte auf sich aufmerksam. Dann sprach er mich flüsternd an. »Schon, was gesehen?«

»Nein.«

»Sie sind noch da, John, das habe ich im Gefühl.« Er fluchte. »Einer von uns müßte blitzartig das Versteck verlassen und sich eine neue Deckung suchen…«

»Willst du das tun?«

»Nein, aber…«

Er verstummte, denn beide hatten wir ein Geräusch gehört, das nur dann entsteht, wenn ein Stein zu Tal rollt. Ich hatte mich wieder geduckt, doch während der Stein noch rollte, ruckte ich wieder hoch.

Volles Risiko!

Den Stein sah ich nicht. Dafür den Schatten, der vor meinen Augen etwa zehn Meter entfernt und halb über mir von einer Seite zur anderen huschte. Ein Mann mit schwarzen Haare, genau derjenige, den wir schon im Hotel entdeckt hatten.

Er war zu schnell, um ihn mit einem Schnappschuß zu erwischen. Außerdem konnte er in diesem Wirrwarr immer wieder eine Deckung finden, aber das war nicht Sinn seines Erscheinens. Er hatte mich oder uns von seinem Kumpan ablenken wollen.

Die eigentliche Gefahr lauerte an der linken Seite. Ich hatte es geahnt, schaute nicht hin, sondern duckte mich genau im richtigen Augenblick.

Plötzlich brandete ein Gewitter durch die felsige Umgebung. Das Peitschen der. Schüsse und die harten Echos schienen einfach nicht aufzuhören.

Die Geschosse rissen Löscher in die Wände. Dreck bespritzte uns. Wir kamen uns vor wie Hasen, die in der Klemme saßen.

Pause. - War den Kerlen die Munition ausgegangen?

Wir atmeten kurz durch.

Bill saß ebenso auf dem schmutzigen Boden wie ich. Mit der rechten Schulter an der Wand. Er starrte mich an, ich sah in seinen Augen den Ärger und die Wut. »Dabei haben wir nicht mal zurückgeschossen, John. Das muß sich ändern.«

»Wird es sich auch.«

»Wie willst du das anstellen?«

Es war wieder einmal eine der guten Fragen, auf die ich so schnell keine Antwort wußte. Die Gegenseite hatte es besser und hielt alle Trümpfe in den Händen. Die Kerle brauchten nur darauf zu warten, daß wir unsere Deckung verließen, dann konnten sie uns abschießen.

Wir mußten ihnen wirklich in die Quere gekommen sein. Ihre Aktionen verrieten, daß sie nichts zu verlieren hatten.

Bevor wir uns über die Vorgehensweise verständigen konnten, riß uns eine Stimme aus den Überlegungen. »Hast du sie erwischt, Gregg?«

»Weiß nicht.«

»Du mußt sie dir holen!«

Der zweite Sprecher befand sich weiter entfernt, aber dieser Gregg hielt sich in der Nähe auf, und zwar noch immer links von uns. Die beiden schwiegen jetzt und warteten ab.

Doch wir nicht.

Es war Bill, der sich vorsichtig bewegte. Er hob die alte Decke - mit einem Ast! Als er mich anschaute, grinste er.

»Was hast du denn vor?«

»Ich werde testen, wie gut sie sehen können.«

Das Grinsen verkniff ich mir. Was aussah wie Kinderei hatte einen sehr ernsten Hintergrund. Wir konnten nur hoffen, daß die beiden Hundesöhne auf diesen Trick hereinfielen und sich aus der Deckung lösten.

»Alles klar, John?«

Ich nickte und war ein Stück zur Seite gerückt, um meinem Freund den nötigen Platz zu schaffen.

Bill bewegte sich im Entengang. Noch hielt er das Gebilde nicht hoch: es schaute also nicht über den Rand hinweg. Das würde noch einige Sekunden dauern.

Ich hielt die Beretta mit beiden Händen fest. Dabei saß ich in der Hocke. Hinter mir spürte ich die harte Wand aus Stein. Mein Blick war auf Bill gerichtet.

Er konzentrierte sich. Dann sagte er: »Du kannst leise bis drei zählen. Wir machen es jetzt ganz spannend. Dann komme ich mit meinem Gespenst hoch, das dich auch deckt.«

»Alles klar.«

»Fang an.«

Ich zählte. »Eins…«

Eine kleine Pause.

»Zwei!«

Bill spannte sich.

Die nächste Zahl lag mir bereits auf den Lippen, als alles anders wurde, was an den beiden Schießern lag. Wieder war es der Dunkelhaarige, der schrie, und seine Stimme überschlug sich dabei.

»Gregg, verdammt! Da ist sie. Da unten am Wasser! Sie ist gekommen. Joanna ist da…«

Wir hörten einen Fluch und sahen die Kerle hinunterrennen.

***

Bills Arm sank wieder nach unten. Wir waren vorläufig vergessen worden, und auch ich entspannte mich wieder. Während wir den Geräuschen lauschten, unterhielten wir uns flüsternd.

»Joanna«, sagte Bill. »Okay, sie ist aufgetaucht. Und die beiden Hundesöhne kennen sie auch.«

»Es sind ihre Entführer«, sagte ich nur.

»Und jetzt?«

»Werden sie wohl ihre Summe verdoppeln wollen, weil es beim erstenmal so gut geklappt hat.«

»Bingo.«

Zwar war die Gefahr noch nicht vorbei, aber wir kamen uns nicht mehr vor wie auf dem Präsentierteller, und so schoben wir uns weiter in die Höhe, aber die Waffen noch schußbereit haltend.

Keiner der Männer schoß auf uns. Das Erscheinen einer gewissen Joanna Westwood hatte die Lage verändert. Wir sahen jetzt weder die Frau noch ihre beiden Kidnapper. Zugleich kletterten wir aus dem Loch hervor, und wir hatten Glück. Es schoß niemand auf uns. Gregg und Ramon waren beschäftigt.

Bills Augen waren schmal, als er mich anschaute. »Haben sie nicht vom Wasser gesprochen, John?«

»Haben sie.«

»Willst du hin?«

Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Ich mußte sie zunächst einmal entdecken. Das war von dieser Stelle aus nicht einfach, weil wir noch zu tief lagen.

Die Männer lauerten nicht auf uns. Wir sahen niemanden, der sich in eine Lücke zwischen die Felsen geklemmt hatte. Sie waren damit beschäftigt, den Abstieg zu finden. Wir hörten sie auch, wie sie sich gegenseitig etwas zuriefen.

Dann beeilten wir uns. Mit langen Schritten ließen wir die tiefe Stelle innerhalb des Felsabschnitts hinter uns und suchten uns einen Platz aus, der besser war.

Ich hatte einen kleinen Vorsprung entdeckt, der flach war und uns genügend Platz bot. Von dort konnten wir alles überblicken und die beiden Männer beobachten, die ein ganz schönes Tempo drauf hatten. Ihr Ziel war Joanna Westwood!

***

Wir waren beide irritiert! Joanna wirkte, als sei sie soeben dem Ozean entstiegen, aber sie hatte nicht das Aussehen einer Nixe, sie stand auf ihren eigenen Beinen.

Trotzdem waren wir so überrascht, daß wir die beiden Killer einfach vergaßen.

Wir hatten von Joanna kein Foto gesehen, aber so wie jetzt sah sie

auf Bildern sicherlich nicht aus.

Wenn ich ehrlich sein sollte, dachte ich bei ihrem Anblick an eine Figur aus einem Endzeit-Film wie Mad Max oder Waterworld.

Die Frau mit dem langen, krausen Blondhaar trug Kleidung, die nicht in unsere Zeit paßte. Sie hatte um ihren Körper einen Umhang oder einen Mantel geschlungen, der selbst von unserem Standort aus ziemlich schwer wirkte, aber trotzdem vom Wind bewegt wurde, so daß wir erkennen konnten, wie wenig sie darunter trug. Uns stellte sich die Frage, wie sie überhaupt zu dieser Verkleidung und Veränderung gekommen war. Normal war das sicherlich nicht.

Ebensowenig das Schwert mit der hellen Klinge. Sie hatte beide Hände auf den Griff gelegt und benutzte es als Stütze.

»Das ist ein Hammer!« flüsterte Bill Conolly. »Das ist der echte Wahnsinn…«

Ich widersprach ihm nicht, denn auch ich kam mit Joannas Aufzug nicht zurecht.

Sie gab sich relativ locker, wenn wir das überhaupt bei einer derartigen Distanz beurteilen konnten.

Wahrscheinlich hatte sie die Schüsse gehört, aber in Deckung trieb sie nichts. Statt dessen schaute sie sich suchend um.

»Aibon«, flüsterte Bill. »John, ich sage dir, daß Aibon diese Frau gezeichnet hat.«

»Verändert.«

»Wie auch immer.«

»Aber wie?« murmelte ich.

Bill hob die Schultern. »Die singenden Felsen. Hier irgendwo muß es einen Weg geben, der nach Aibon führt. Irgendeine Lücke, und wahrscheinlich sind es sogar die Felsen, die wir aber noch nicht singen gehört haben.«

»Darauf möchte ich auch nicht warten«, sagte ich und fing mit dem Abstieg an.

Bills Stimme stoppte mich schon nach dem ersten Schritt. »Da sind die beiden anderen, John.«

Die Worte meines Freundes rissen mich herum. Ich schaute zurück und sah, wie er nach links deutete.

Gregg und Ramon bewegten sich nach unten. Der dunkelhaarige Ramon hatte noch immer die Spitze übernommen, er war flink wie eine Gemse, während sich Gregg schwerfällig durch das unebene, abwärts führende Gelände bewegte und seinen Kumpan sicherlich nicht einholen konnte, bevor dieser den schmalen Sandstreifen erreicht hatte.

Ob sie noch ihre Waffen festhielten, war nicht zu erkennen. Jedenfalls kam es ihnen darauf an, so schnell wie möglich in die Nähe der Frau zu gelangen und sie ein zweites Mal zu holen.

Wir waren leider weit weg. Wir konnten nur hoffen, daß sich dieses Kidnapping oder die Auseinandersetzung noch hinziehen würde. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß sich eine Frau wie Joanna einfach ergab.

»Joanna!« schrie Ramon so laut, daß selbst wir es hörten. »Wir haben dich wieder.« Er sprang und landete im weichen Sand.

»Ich bin nicht Joanna.«

Ramon lachte nur.

»Ich bin Svenja!«

Auch wir hatten die Antwort gehört, aber wir begriffen zunächst einmal nichts.

Ramon drehte sich um. Er schaute Gregg entgegen, der nun ebenfalls zu Boden sprang. »Hast du das gehört, Gregg? Sie ist nicht Joanna. Sie ist jetzt Svenja. Was sagst du dazu?«

»Egal, wir holen sie.«

Beide liefen vor; sie versuchten, die Frau in die Zange zu nehmen.

Bill und ich hatten es auf unserem Beobachtungsposten nicht länger ausgehalten und uns an den Abstieg gemacht, während wir die drei nicht aus den Augen ließen.

»Keinen Schritt weiter!« rief Svenja.

Die Männer mußten lachen, was ihnen aber in den folgenden Sekunden verging.

Wie vom Blitz getroffen blieben sie stehen, und auch wir, auf halber Höhe, rührten uns nicht, denn nun erlebten wir Aibons singende Felsen…

***

Es waren Töne, aber keine Melodien. Eine Mischung aus Gesang und Instrumentalmusik? Uns kam es vor, als würde jemand auf zahlreichen Instrumenten gleichzeitig spielen, wobei die einzelnen Instrumente nicht miteinander harmonierten.

Ein hohl klingendes Flöten überlagerte die meisten Töne. Es strich klagend durch die felsige Region, und die Echos bauschten die Lärmkulisse noch auf.

Bill und ich rührten uns nicht. Wir lauschten gebannt dem Unheimlichen, das uns da entgegendrängte, als käme es aus einer anderen Welt, die sich hinter dem Gestein verbarg.

War das Aibon? Gehörte es dazu?

Ich kam damit nicht zurecht, aber dieses geheimnisvolle Land im Nirgendwo schickte uns seinen ersten Gruß, denn durch die Schlucht huschte ein grünlicher Schimmer, glasklar, aber ohne Widerstand. Wie eine hauchzarte Decke.

Aibon hatte sich gemeldet.

Und Aibon faszinierte nicht nur Bill und mich. Auch die beiden

Gangster standen bewegungslos auf ihren Plätzen. Sie lauschten den Klängen unfreiwillig. Sie dachten nicht mehr daran, ihre Waffen einzusetzen oder die Frau mit bloßen Händen anzugreifen. Sie war geschützt. Das Wimmern hielt an. Eine Melodie der Trauer, des Schreckens und der Pein. Obwohl wir uns normal bewegen konnten, fühlten wir uns wie Gefangene in dieser andern Welt, die sich immer mehr zusammendrängte, also dabei dichter wurde. Es war schwer zu erklären, aber es lag einfach an dieser dünnen, grünen Haut, am Licht, an einem Glas, das eigentlich nicht vorhanden war.

Allmählich begriff ich, was hier passierte. Der Teil einer verschwundenen Welt schob sich in die Realität hinein, denn innerhalb des Lichts zeichneten sich Szenen ab, die dünn und gespenstisch wirkten. Sie waren unheimlich, sie waren kaum zu erkennen, aber es gab sie, wenn auch nur als Schatten.

Was war es?

Ein Schiff vielleicht? Andere Klippen? Ein anderes Meer? Aber alles war so seltsam erstarrt, und selbst die Wellen rollten langsamer an das Ufer heran. Mir jedenfalls kam es so vor.

Ich war hier überfragt, doch die Frau fühlte sich wohl. Joanna hatte sich verändert, sie trug sogar einen anderen Namen. Svenja, das hatten wir genau verstanden.

Wieviel Zeit seit Beginn dieses Phänomens vergangen war, wußten wir nicht. Jedenfalls war Svenja in der Lage, sich zu bewegen. Sie genoß diese Veränderung auch, und sie hob das Schwert an, bevor sie sich in Bewegung setzte.

»Ihr wolltet mich?«

Ob sie laut oder normal gesprochen hatte, fanden wir nicht heraus. Jedenfalls war ihre Stimme zu hören. Sie kroch als Schall an den Wänden entlang in die Höhe und erreichte auch unsere Ohren.

Eine Antwort hörten wir nicht. Svenja oder Joanna aber lockte weiter. »Wenn ihr mich wollt, dann kommt. Ich soll euch doch Geld bringen. Noch einmal eine große Summe. Na los, ihr Gierigen! Ich warte auf euch.« Sie hatte kaum ausgesprochen, als sie den beiden Männern den Rücken zuwandte.

Sie schaute auf das Wasser, und es schien eine magische Anziehungskraft auf sie auszuüben. Sie schritt ihm mit lockeren Schritten entgegen.

»Ich denke, wir sollten jetzt auch gehen«, sagte Bill. Seine Stimme hatte sich krächzend angehört.

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden.

***

Alles hatten Ramon und Gregg verstanden - alles. Aber sie waren nicht in der Lage gewesen, etwas zu verändern, denn eine andere Kraft

hatte eingegriffen, die sie nicht kannten, die ihnen jedoch Angst einjagte.

Die Männer zitterten, ohne sich zu bewegen. Sie lauschten der unheimlichen Musik der wimmernden Felsen, und sie waren nicht in der Lage, sie zu verdrängen, um ihre eigenen Pläne durchzuführen. Sie waren auch entschlossen gewesen, ihre Waffen einzusetzen, wenn es hart auf hart kam. Das alles galt nicht mehr. Die andere Macht hatte hier das Kommando übernommen.

Daß sie sich übernommen hatten, kam ihnen wohl in den Sinn, doch sie gaben es nicht zu. Auch kamen sie mit dem neuen Outfit dieser Person nicht zurecht. Sie hatte sich umgezogen und sah aus, als spielte sie in einem Abenteuerfilm mit. In einem Endzeitschocker, wo Frauen ebenfalls große Kämpferinnen waren und es den Männern gleichtaten.

Joanna Westwood war nicht mehr das kleine, schüchterne Mädchen. Nicht mehr die junge Frau, die vor Angst verging, mit der man hatte machen können, was man wollte. Nein, vor dieser Gegnerin mußten sie sich in acht nehmen. Diese Gegnerin verstand es sogar, ein Schwert zu führen. Davon gingen beide aus, ohne eine Probe des Könnens erlebt zu haben.

Joanna gab sich sicher. Sie sah aus wie eine Siegerin. Sie stand in einer Welt, die noch normal aussah, sich aber trotzdem verändert hatte. Die Realität kam den beiden Gangstern völlig verändert vor.

Sie hatten sich zurückgezogen. Etwas anderes war in die normale Zeit eingetaucht. Nicht nur der Anblick dieser Kämpferin ließ sie staunen. Es war die gesamte Umgebung, die Joanna und letztlich auch sie einrahmte. Da hatte sich die Luft verändert. Es gab keine Schlieren. Es gab keinen Nebel mehr!

»Wenn ihr wollt, dann kommt!« Joanna hatte die Männer angesprochen und deren Geldgier erwähnt. Die aber war den Kidnappern vergangen. Sie wollten jetzt ihre Ruhe und sich zurückziehen.

Zudem dachten sie an die beiden Männer aus dem Hotel.

Wahrscheinlich Polizisten, die sich ihnen an die Fersen geheftet hatten.

»He, hör zu«, sagte Gregg. »Hör genau zu. Wir haben dir nichts getan, okay? Wir sind nur noch einmal zurückgekommen, um zu sehen - na ja…« Er wußte nicht, wie es weitergehen sollte. »Ich meine, uns hat die Umgebung hier gefallen. Wir wollten unsere Ruhe haben, verstehst du das? Einige Tage ausspannen, Urlaub machen, das ist alles. Nicht mehr und nicht weniger. Du mußt das falsch gesehen und verstanden haben. Du bist frei, Joanna. Echt frei. Du kannst hingehen, wohin du willst. Keiner von uns wird dich aufhalten wollen und…«

»Das werdet ihr auch nicht schaffen.«

»Ist klar, Joanna, ist klar.«

»Ich bin nicht Joanna«, protestierte sie. »Diesen Namen habe ich abgelegt. Ich bin Svenja, versteht ihr? Svenja. Joanna - das war einmal, das ist vorbei und vergessen. Aber nicht vergessen habe ich, was ihr mir angetan habt. Es war keine Freude für mich, von euch festgehalten zu werden. Ihr habt mich vergewaltigt, ihr Schweine!«

Die Männer schwiegen. Wie die Tiere waren sie über sie hergefallen und hatten - wie zum Hohn immer wieder getönt: Davon stirbt man doch nicht!

Diese Worte wiederholte Svenja jetzt und sagte: »Ihr seht, daß ich nicht gestorben bin. Aber eure Taten haben bei mir Wunden hinterlassen, tiefe Wunden! Ihr hattet von eurem Spaß gesprochen, doch jetzt bin ich an der Reihe. Jetzt werde ich Spaß haben, denn hier ist meine Welt. Ihr hört das Singen der Felsen, was in Wirklichkeit kein Gesang ist, denn in diesem Gestein stecken die Seelen der Toten, die ihre Qualen hinausschreien. Ihre Körper sind vermodert, aber die Seelen werden nie Ruhe finden. Aibon hat seine Fühler ausgestreckt. Dieses Reich ist mächtiger als die Menschen, und ich habe gespürt, daß ich jemand bin, der damals in einer anderen Person mit dabei war, als das Schiff gegen die Klippen geworfen wurde und zerschellte, um dann von Aibon als Beute geholt zu werden. Ihr werdet es nicht schaffen. Ihr hättet fliehen sollen, jetzt aber ist es zu spät.«

»Was willst du tun?« fragte Ramon flüsternd.

»Mich rächen!«

»Wofür, du lebst!«

»Ja, ich lebe. Aber ich habe die Vergangenheit nicht vergessen, tut mir leid für euch.«

Ramon schaute auf das Schwert, dann blickte er seinen Kumpan an und sah dessen Nicken.

Was immer Ramon Infana auch vorhatte, Gregg würde damit einverstanden sein, und der dunkelhaarige Mann verzog die Lippen zu einem kalten Lächeln.

»Glaubst du, daß dein Schwert schneller als unsere Kugeln ist? Die Magazine sind wieder gefüllt.«

Er hob seine Waffe hoch. »Du hast uns gedroht, nun sind wir an der Reihe!«

Joanna/Svenja lächelte. »Willst du tatsächlich schießen?«

»Ja.«

»Dann tu es!« Sie lachte lauthals und drehte sich zugleich um, weil sie die beiden Männer stehenlassen wollte. Sie ging, als wäre nichts geschehen, auf das Wasser zu. Hinein in die dünnen, anrollenden Wellen, die sehr bald schon ihre Füße umschmeichelten.

Gregg kümmerte sich nicht um die Frau. Er hatte sich geduckt, weil er das Jammern der Seelen als Last empfand. Es hallte in seinen Ohren wieder; er befürchtete, verrückt zu werden, aber er wußte auch, daß

sie nicht allein in der Nähe waren.
Deshalb schaute er sich um.
Die beiden Männer waren nicht zu sehen. Sicherlich turnten sie noch zwischen den Felsen herum, die ihnen hin und wieder eine sichere Deckung gaben. Es war klar, daß sie sich später um sie kümmern mußten, wenn die Frau ausgeschaltet war.
Warum schoß Gregg nicht?
Ramon wunderte sich. So unentschlossen kannte er seinen Kumpan gar nicht. Wenn es hart auf hart kam, hatte er den Finger schnell am Drücker, aber Gregg stand da, zielte auf den Rücken der Frau, die im Wasser stand. Wellen umspülten bereits ihre Knie. Nun drehte sie sich um. Ob es an der Handbewegung oder an einem Windstoß gelegen hatte, das wußte keiner der Männer zu sagen. Jedenfalls wehte ihr Umhang in die Höhe, und es sah aus, als wollte Joanna jeden Augenblick davonfliegen.
Das tat sie nicht, aber jetzt konnten die Männer erkennen, daß sie darunter nackt war.
Sie lächelte mokant und wissend. Dann schaute sie wieder über das Meer. Dort, wo die Wellen schon von aus dem Wasser ragenden Felsen gebrochen wurden und Schaumkronen die Oberfläche bedeckten, zeichnete sich ein seltsamer Schatten ab, den beide Kidnapper sahen. Hoch, groß, der Ähnlichkeit mit einem Schiffsrumpf aufwies.
»Warum schießt du nicht, Ramon?«
»Ich kann nicht!«
»Aber…«
Ramon ließ die Waffe sinken. Joanna/Svenja hatte durch ihren knappen Wink dafür gesorgt, und plötzlich spürte auch Gregg, daß ihn etwas am Kopf traf.
Es war ein Befehl. Er wußte nicht, wer ihn abgegeben hatte, aber er mußte ihm gehorchen.
Er ging.
Auch Ramon ging.
Svenja ebenfalls.
Drei Personen, die ihre Furcht vor dem Wasser verloren hatten. Die den Wellen entgegenschritten, als wären sie ihre Freunde. Drei Urlauber, die es sich gemütlich gemacht hatten und vor dem Wasser keine Furcht zu haben brauchten.
Sie hörten das Singen der Steine in ihrem Rücken, aber der Gesang war längst nicht mehr so laut. Er wurde leiser und leiser, er ebbte ab, und als die Wellen ihre Füße umspülten, da war er kaum zu hören.
Nur hatte sich die Welt vor ihnen verändert. Das Wasser schäumte ihnen entgegen, aber die Luft darüber sah wieder anders aus. Es gab keinen Sprüh. Sie war ungemein klar - und auch grün.
Eine Luft wie Glas.

Wasser, das eine Kälte abgab, die von ihnen kaum erfaßt wurde. Alles war so anders geworden, fremd und kalt, aber zugleich hatte man ihnen die Angst genommen.

Sie folgten dem schlanken Körper der Frau, die sich ungemein sicher fühlte.

Selbst die doch starken Wellen schafften es nicht, sie wieder zurückzuwerfen! Sie überrollten sie sogar, aber sie ging weiter.

Wie auch die beiden Kidnapper.

Schritt für Schritt ins Meer, das im Prinzip kein Meer mehr war.

Eine andere Welt ohne Nässe und Kälte. Das Meer hatte sich zurückgezogen und war trotzdem vorhanden.

Eine grüne Welt nahm sie auf.

Sie konnten atmen, sie konnten riechen und schmecken und sahen sich plötzlich in einer anderen Umgebung um. Sie standen auf dem Deck eines gestrandeten Schiffes, zusammen mit Joanna, die ihnen einen kalten Blick zuwarf, dabei nickte und sagte: »Jetzt wird abgerechnet…«

***

Wir hatten uns beeilt, weil wir davon ausgingen, daß jede Sekunde wichtig war. Die beiden Kidnapper kannten in ihrer Gier kein Pardon. Sie hatten auf uns geschossen, und sie würden auch, wenn es hart auf hart kam, das Leben der Frau nicht schonen.

Die aber konnte sich selbst helfen. Wir waren nicht so nahe heran, um eingreifen zu können, zudem störte uns jetzt das wieder laut gewordene Jammern der Felsen, aber Joanna hielt die beiden unter Kontrolle. So zumindest kam es uns vor. Sie gab die Anweisungen. Die Männer ähnelten Statisten.

Wir kletterten weiter.

Ich hatte den Anfang gemacht und suchte den Weg. Rutschte über Ecken und Kanten. Hin und wieder wehte der Wind die Gischt bis an die relativ geschützten Plätze heran. Sie wehte gegen uns, sie toste in unseren Ohren. Wir hörten das Schreien und Klagen. Unzählige Seelen schrieen ihre Pein hinaus. Ich wäre nicht verwundert gewesen, wenn sich die Felsen plötzlich in unserer Nähe geöffnet hätten, um die Gequälten ins Freie zu lassen.

Einmal war ich zu unvorsichtig und rutschte mit dem linken Fuß weg, als hätte meine Sohle eine Eisfläche berührt. Auch Bill war zu weit entfernt, um mich hätte halten zu können. Ich sah mich schon in der Rinne liegen und nach unten rutschen, überschlagend und immer wieder auf tickend, da kam mir der waagrechte aus einer Felsspalte wachsende harte Zweig wie ein Wink des Schicksals vor.

Mein Arm ruckte in die Höhe. Ich kriegte den Ast zu fassen, der sich unter meinem Gewicht durchbog, aber hielt, so daß ich mich wieder

fangen konnte. Das war knapp gewesen.

Bill zerrte mich dann zurück. »Zuviel Power ist manchmal tödlich«, sagte er.

»Du hast recht.« Ich schwang mich wieder zurück und legte eine kurze Pause ein, um nach unten zu schauen.

Das Singen der Felsen hatten wir verdrängt oder vergessen. Viel interessanter war das, was sich unter und vor uns abspielte, wo die Wellen gegen den Strand liefen, auf dem die drei Akteure standen.

Gestanden hatten.

Wir bekamen große Augen, als wir sahen, daß sie den Wellen entgegengingen, direkt ins Meer hinein, wie Lebensmüde, die den nassen Tod suchten.

»Das darf doch nicht wahr sein!« keuchte Bill. Er schüttelte den Kopf. »Verstehst du das?«

»Noch nicht…«

»Sie hat das Kommando übernommen. Joanna ist es, die die Bedingungen stellt.«

»Sieht wohl so aus.«

»Wollen sich die drei umbringen?« fragte Bill und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Das ergäbe keinen Sinn. Die bringen sich nicht um. Die haben etwas anderes vor.«

»Schau mal genau hin und spitz deine Ohren«, flüsterte ich. So leise konnte ich sprechen, denn die wimmernden Geräusche aus den Steinen und Felsen waren schwächer geworden und bildeten nur eine schaurige Hintergrundmusik.

In den folgenden Sekunden waren wir die Beobachter aus der Höhe. In der Tat hörten die gepeinigten Seelen auf zu schreien, und wir vernahmen nur mehr die Geräusche der Brandung.

Aber es gab noch etwas anderes. Die Umgebung war im Prinzip dieselbe geblieben, aber wir sahen die Veränderung trotzdem, denn in sie hinein hatte sich etwas geschoben, und das grünliche Licht war ebenfalls keine Täuschung.

Es wirkte glasig, wie eine Wand und eine Kuppel zugleich. Es war auch durchsichtig. Wir konnten das Meer erkennen, nur schien es uns weiter entfernt zu sein.

Gläsern, aber nicht leer.

Bill schüttelte den Kopf. »John, ich habe gute Augen - wie du, und ich frage dich, ob du dasselbe siehst wie ich?«

»Meinst du den Schatten?«

»Ja, den meine ich. Den Schatten im Licht!«

»Im grünen Licht.«

»Richtig. Was ist er?«

»Aibon«, murmelte ich. »Alles gehört zu Aibon. Ich will nicht sagen, daß wir uns in diesem Land bewegen, wir haben zumindest die Grenze

erreicht, Bill.. Hier trifft sich die normale Realität mit dem Land Aibon. Wir stehen auf dieser Grenze.«

»Okay, akzeptiert. Und was ist mit den dreien?«

»Sie gehen hinein.«

»Nach Aibon? Oder ins Wasser?«

»In beides. Nur ist das Wasser dort anders als in unserer Welt. Schau genau hin. Die Wellen hätten sie längst überspülen müssen, sie tun es auch, aber sie reißen sie nicht um. Die drei können weitergehen, denn die Wellen sind zwar da, aber sie sind auf eine gewisse Art und Weise imaginär. Vorhanden und trotzdem weg.« Ich holte tief Luft. »Wir werden ihnen folgen.«

Bill drehte den Kopf und schaute mich an. Ich sah seine Besorgnis und fragte: »Oder willst du hier zwischen den Felsen bleiben?«

»Nein, John, nein. Ich habe mir nur Gedanken über den seltsamen Schatten gemacht…«

»Er sieht aus wie ein gekippter Gegenstand, was immer man darunter zu verstehen hat.«

»Kann es ein Boot sein? Ein gekentertes Boot?«

Für einen Moment war ich sprachlos.

»Gut, Bill, gut. Sogar sehr gut. Das ist es.«

»Und wenn ich in der Schule aufgepaßt habe, sieht es mir aus wie ein Wikinger-Schiff.«

Mit diesem Kommentar ließ er mich allein, denn er turnte an mir vorbei und übernahm die Spitze.

Ja, es stimmte. Es konnte stimmen. Es war alles möglich. In diesem Fall trafen sich zwei Zeiten.

Das Boot konnte durchaus den Wikingern gehört haben und vor vielen Jahrhunderten hier gestrandet sein. Weil es in den Einflußbereich des Landes Aibon gelangt war, verfaulte es nicht - oder nicht so schnell.

Ich war nicht so vermessen, zu behaupten, daß das Rätsel gelöst war, aber ich sah inzwischen klarer.

Nicht grundlos wurde diese Umgebung als Aibons singende Felsen bezeichnet. Das Land der Druiden hatte damit zu tun, und es mußte auch damals seine Hände im Spiel gehabt haben, als das Schiff der Wikinger an den Klippen zerschellt war.

Wir hatten die längste Strecke hinter uns gelassen. Der Rest aber war kein Kinderspiel.

Bill turnte als erster die letzten Meter hinunter und erreichte den sandigen Boden, auf dem wir noch die Spuren der drei anderen Menschen entdeckten, die sich in den feuchten Sand eingegraben hatten.

Für uns gab es nur den Blick nach vorn. Den zum Meer hin, zum Wasser, den Wellen.

Die beiden Männer und Joanna waren verschwunden. Aber wir rechneten damit, daß sie sich in der Nähe aufhielten, auch wenn sie nicht sichtbar waren. Aibons Kraft hatte dieser Umgebung seinen Stempel aufgedrückt, es war zu einer Überlappung der Welten gekommen, und wir standen genau an der Nahtstelle.

Während Bill auf das Wasser deutete und etwas sagen wollte, sich aber zurückhielt, weil er sah, wie ich mein Kreuz hervorholte, spürte ich die leichte Erwärmung, entdeckte das grüne Leuchten, das über das Metall huschte, und hatte somit den endgültigen Beweis bekommen.

»Ja, Bill, wir stehen an der Grenze.«

»Und weiter? Was willst du tun, John? Es läuft doch nichts. Dein Kreuz kannst du gegen vieles einsetzen, aber nicht gegen Aibon.«

»Weiß ich, es war auch nur ein Test.«

»Dann gehen wir ins Wasser?« Er hatte es sich nicht leicht bei dieser Frage gemacht, und seine Stimme hatte zudem leicht gezittert.

»Ich habe es vor.«

Bill schluckte. »Okay, mal sehen, ob wir das gleiche erleben wir die drei anderen.«

»Es ist einen Versuch wert.«

Wir gingen los. Diesmal blieben wir nebeneinander. So wie wir mußten sich Lebensmüde vorkommen, die mit ihrem Leben abgeschlossen hatten…

***

Ich bin im Wasser, dachte Gregg, und sein Kumpan Ramon verfolgte sicherlich denselben Gedanken. Aber ich kann atmen, ich kann sprechen, ich Spüre die Nässe nicht in meinem Gesicht und auch nicht auf meinem Körper. Ich bin einfach zu einem Übermenschen geworden, der durch das Wasser gehen kann, und trotzdem verspüre ich eine kalte Angst.

Ralston hatte versucht, sich innerlich aufzubauen, doch die kalte Furcht überwog letztendlich. Da reagierte er wie jeder Mensch, der mit einer neuen und auch unfaßbaren Situation nicht zurechtkam.

Ramon Infana schwieg. Sein Blick glitt an dem Bootskörper in die Höhe, und er sah auch das große gezackte Loch an der Bugseite, das wie ein Einstiegstor wirkte.

Sie gingen noch nicht, weil sich Joanna ebenfalls ruhig verhielt. Sie gab den beiden die Chance, sich erst an die neue Umgebung zu gewöhnen. Erst nach einer Weile sprach sie die Kidnapper an. »Ich werde euch jetzt etwas zeigen.«

»Und was ist das?« Ramon Infana hatte sich wieder gefangen und konnte eine Frage stellen.

»Mich selbst.«

»Bitte?«
»Ja, mich selbst!«
Die Männer wußten nicht, ob sie grinsen, laut lachen oder gar nichts sagen sollten. Sie entschieden sich für die letzte Alternative. Schließlich hatten sie das Unwahrscheinliche als Normalität erlebt, so daß sie alles, was folgte, ebenfalls hinnehmen wollten, ohne zu fragen. Sie schauten sich erst an, hoben die Schultern und sahen dann auf den Rücken der Frau, als diese durch das Loch in das Boot hineinkletterte, kurz mit der linken Hand winkte, um zu zeigen, daß ihr die beiden Männer folgen sollten. Sie taten es und gelangten in die muffige und stinkende Dunkelheit im Raum des Schiffes.
Über ihnen drang ein schwacher, grünlicher Schein durch ein Loch in den Decksplanken, der ihre Gesichter mit einer leichenartigen Blässe überzog. Sie sahen einen Aufgang, eine alte Leiter, die zuerst die Frau nahm, an Deck trat und ihnen zuwinkte.
Gregg ging als erster. Er stieß in der Dunkelheit mit der Fußspitze gegen auf dem Boden liegende bleiche Gebeine und erschrak zutiefst, als er hinschaute.
Hier unten waren vor langer Zeit Menschen gestorben - und verwest.
Joanna/Svenja wartete an Deck. Sie stand da wie eine Königin und hatte ihren Umhang etwas zur Seite geschoben, so daß ihr schlanker Körper zu bewundern gewesen war.
Beide Kidnapper wußten, wie diese junge Frau nackt aussah, aber hier empfanden sie andere Gefühle, und sie schauten sich scheu um, wie zwei kleine Kinder, die man in einen dunklen Keller geschickt hatte.
»Gefällt es euch?« fragte die Frau spöttisch.
Sie schwiegen.
»Schaut euch nur um. Betrachtet die Knochen, die Gebeine. Diese Menschen sind schon lange tot. Sie sind verwest, vermodert, sie haben ihre Seelen verloren, die von den Felsen aufgesaugt wurden und für ewig gefangen sind. Wikinger. Es war ein Wikingerschiff, das in einen Orkan geriet und an dieser Küste strandete. Die Menschen waren unterwegs, um andere Länder zu suchen und zu erforschen, aber die Natur ist zu grausam gewesen.«
»Was hat das mit uns zu tun?« fragte Ramon.
»Ihr werdet hier ebenfalls sterben. Ihr werdet durch meine Hand getötet werden, denn in diesem Land bin ich besser. Ich gehöre hierher, ich habe es gespürt. Ich habe den Ruf erhalten, und dafür müßte ich euch eigentlich dankbar sein. Ihr habt mich in diese Gegend geschafft, die mir plötzlich so vertraut wurde, die mir Freude bereitete, weil ich wußte, daß ich jemanden treffen würde.«
»Wen denn?«
Sie schaute Gregg Ralston an. »Mich! Mich selbst!«

»Ha, ich…«

»Ich war auf dem Schiff. Ich war die Frau des Anführers. Ich bin mit untergegangen, aber ich bin nach Jahrhunderten wiedergeboren worden. Ich war etwas Besonderes. Das Schicksal, das ewig ist und nichts vergißt, hat mich hergeführt.«

»Durch uns!« rief Gregg mit krächzender Stimme.

»Ja, durch euch.«

»Dann müßtest du uns dankbar sein, daß wir dir diesen Weg gewiesen haben.«

»Dankbar?« Sie heulte fast auf. »Ihr habt mich vergewaltigt! Ihr habt mich geschändet, und ich habe mich an die alten Regeln erinnert. Schänder werden mit dem Tod bestraft! Und das wird auch meine Strafe für euch sein.«

Sie hatten es gehört, aber sie konnten es nicht begreifen. Sie wußten nur, daß sie handeln mußten.

Wenn Gregg sich vor etwas fürchtete, dann vor dem Ende. Und er dachte auch noch an das Geld, das sich in seinem Besitz befand. Er wollte es behalten, er wollte leben, und nur deshalb riß er seinen rechten Arm mit der Waffe hoch und richtete die Mündung auf die Frau.

Verfehlen konnte er sie nicht.

Gregg Ralston war es egal, was sein Freund Infana dachte, er drückte einfach ab…

***

Die Kugel traf, oder hatte sie nicht getroffen?

Gregg Ralston zumindest stand da und staunte. Er wußte nicht, was er sagen, wie er reagieren sollte.

Er dachte nur daran, daß die Kugel, aus dieser Entfernung abgefeuert, den Körper der Frau einfach nicht hatte verfehlen können, aber Joanna stand da, ohne sich zu rühren. Sie schaute nicht mal an sich hinab, und es floß auch kein Blut!

»Was hast du getan, Gregg?« hauchte Ramon Infana. »Verdammt, was hast du da gemacht?«

Ralston konnte nicht sprechen. Er stand einfach nur da und staunte, wobei er noch den Kopf schüttelte, ansonsten aber nicht in der Lage war, etwas zu unternehmen.

»Er hat geschossen!« erklärte Joanna/Svenja. »Er hat tatsächlich geschossen. Er wollte mich töten. Er hat nichts gelernt. Er hat einfach ignoriert, daß ich etwas Besonderes bin. Dabei hätte er glauben müssen, was er sieht.«

Ralston schluckte. Er wollte sprechen, denn man erwartete eine Antwort von ihm. »Warum?« keuchte er. »Warum ist das geschehen? Die Kugel - sie - sie kann sie nicht verfehlt haben. Das ist unmöglich.

Unmöglich ist das!«

»Sie hat mich auch nicht verfehlt.«

»Wo ist sie dann?« brüllte er.

»Aibon!« flüsterte die Frau mit dem Schwert. »Sie ist zu einem Teil dieser Welt geworden. Was ihr hier erlebt, hat mit Magie und alten, unheimlichen Kräften zu tun. Mit Dingen, die für Menschen oft unbegreiflich sind. Schaut euch um. Ihr könnt atmen, aber ist es dir normale Luft? Ihr seid durch das Wasser gegangen; es hat euch Platz geschaffen, aber glaubt nicht, daß ihr nicht ertrinken könnt. Es könnten die Sekunden kommen, wo sich Aibon wieder zurückzieht und ihr nicht mehr am Rand dieser Welt entlangwandert. Dann hat euch die Realität wieder, dann bricht alles über euch zusammen, und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Wasser umgibt uns, es wurde nur zurückgehalten, doch wie lange?« Mit dieser Frage ließ sie ihre Worte ausklingen.

Ramon Infana und Gregg Ralston verstanden die Welt nicht mehr. Keiner von ihnen war zunächst in der Lage, eine Antwort zu geben. Was sie erfahren hatten, war einfach ungeheuerlich. Ohne sich abgesprochen zu haben, schauten sie zur »Decke.«

Bestand sie aus Wasser? Zurückgedrängtem Wasser, das darauf lauerte, über ihnen zusammenzustürzen?

Ein ungewöhnliches Geräusch riß sie aus ihrer Erstarrung und aus den zittrigen Gedanken. Beide änderten ihren Blick und wußten jetzt, woher das Geräusch stammte.

Joanna/Svenja hatte ihren Arm bewegt und damit auch das Schwert. Plötzlich zeigte ihr Gesicht eine nie gekannte Härte. Ihre Augen funkelten wie helle Diamanten, aber auch aus ihnen strahlte den Männern eine schreckliche Kälte entgegen.

»Ihr habt es versucht - aber versagt! Ich werde es auch versuchen, denn ich besitze ebenfalls eine Waffe. Mein Schwert ist dort geschmiedet worden, wo es auch einsatzfähig sein kann. Und zwar hier. Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich habe euren Tod vorausgesagt, und diese Zeit ist jetzt gekommen.«

Noch während sie sprach, hatte sie sich gedreht. Die Klinge fuhr wie ein Blitz in die Höhe, beschrieb einen gedankenschnellen Bogen und jagte dann auf Gregg Ralston zu…

***

Glaubten wir an Wunder?

Es ist schwer, diese Frage zu beantworten. Bill und ich hatten schon genügend Dinge erlebt, die anderen Menschen wie Wunder vorkommen mußten. Deshalb setzten wir unsere Erlebnisse auch nicht mit einem Wunder gleich, sondern gingen davon aus, daß wir in den Bereich der Aibonschen Magie geraten waren.

Magie und Wunder lagen oft dicht beisammen. Wir nahmen es deshalb als normal hin, in das Wasser gehen zu können, immer tiefer, immer weiter hinein, ohne zu ertrinken.

Hohe Brandungswellen hätten längst über uns zusammenschlagen müssen, was auch geschah, aber das merkten wir nicht, denn wir gingen durch das Wasser wie durch einen Tunnel. Die Wogen wurden durch die Magie des Landes zurückgehalten. Wir hatten die Schnittstelle überwunden und trieben hinein nach Aibon.

Diesmal im oder unter Wasser, wo der dunkle Schatten allmählich Gestalt annahm. Unser erster Eindruck hatte nicht getäuscht. Der Schatten, den wir vom Ufer aus entdeckt hatten, gehörte tatsächlich zu einem Boot, wie es damals die Wikinger benutzt hatten. Das Boot mußte mit den Klippen kollidiert sein, denn es war auf die Seite geschleudert worden und lag eigentlich auf dem Meeresgrund, aber Aibon hatte das Wasser zurückgetrieben.

Wir sahen auch das große Loch im Rumpf. Bill winkte heftig. Er wollte so rasch wie möglich hindurch. Ich ließ ihn gewähren und blieb ihm auf den Fersen.

Als er verschwunden war, schaute ich mich noch einmal um. Richtig sicher fühlte ich mich nicht.

Die normale Welt konnte jeden Augenblick zurückkehren, und damit natürlich das Wasser, das dann tonnenschwer über uns zusammenstürzte.

Egal, wir waren das Risiko eingegangen. Wir wollten die Lösung haben, da gab es kein Zurück.

Auch ich kletterte in das muffige Dunkel hinein. Über uns war es nicht ganz finster. Einige Löcher im Schiffsdeck ließen leicht grünlich schimmerndes Licht durch, das Teilen unserer Umgebung einen leichenhaft blassen Anstrich verlieh.

Wir hörten Stimmen. Von oben klangen sie. Die Frau und die beiden Männer befanden sich über uns.

Bill hatte schon auf mich gewartet. Er stand neben einer alten Leiter, die unser Gewicht hoffentlich aushalten würde. In seiner Nähe entdeckte ich bleiche Gebeine, die Reste der Ertrunkenen, und ich sah auch, wie mein Freund mit dem ausgestreckten Zeigefinger nach oben deutete und seinen Arm dabei zuckend bewegte.

Ich nickte.

Nur die Stimme der Frau war zu hören, und was sie sagte, gefiel uns überhaupt nicht.

Ich stieß Bill an. »Hoch mit dir!«

Als er den Fuß anhob, hörten wir bereits die Schreie und auch die Schüsse…

***

Gregg Ralston kam nicht mehr dazu, der auf ihn zusausenden Klinge auszuweichen. Er hatte sich zwar geduckt, aber die Waffe erwischte ihn trotzdem.

Noch nie in seinem Leben hatte er derartige Schmerzen durchleiden müssen. Der Rücken fühlte sich an, als wäre er gespalten worden, und als er von der Wucht des Treffers nach vorn getrieben wurde, dabei einige stolpernde Schritte ging, entdeckte er die Blutstropfen, die ihn umgaben, und dachte daran, daß es sein Blut war, das aus der gewaltigen Wunde im Rücken gespritzt war.

Er wollte schreien. Eine Reaktion auf den Schmerz, aber sein Hals saß zu. Als er schließlich fiel, drang nur ein Röcheln aus seinem Mund, und er wunderte sich darüber, daß er es schaffte, sich auf den Rücken zu wälzen, wobei der Schmerz wieder wie Feuerlohen durch seinen Körper jagte.

Zwei Dinge nahm er wahr.

Zum einen sah er seinen Freund Ramon Infana, der die Starre überwunden hatte und einen Schritt zur Seite gegangen war. Er stand da wie eine Figur aus dem Wachsfigurenkabinett, doch im Gegensatz zu ihr bewegte er seinen rechten Zeigefinger und feuerte auf die rasende Kämpferin.

Die Kugeln trafen nicht. Sie behinderten Svenja nicht mal, deren Umhang in die Höhe geweht worden war, als sie erneut mit der Waffe ausholte und den Griff mit beiden Händen umfaßte.

Sie schlug zu.

Und wieder hatte sie es auf Gregg Ralston abgesehen, der sich tatsächlich noch mit einer unwahrscheinlichen Kraftanstrengung erhoben hatte und in eine sitzende Stellung geraten war.

Deshalb konnte er auch nicht mehr ausweichen. Wo er getroffen wurde, wußte er nicht. Ob am Hals, am Kopf oder am Körper, dieser zweite Streich hatte ausgereicht, um ihm den Tod zu bringen. Als blutendes Bündel blieb er an Deck liegen.

Ramon Infana war entsetzt. Erstens darüber, daß seine Gegenwehr nichts gebracht hatte, und zum zweiten hatte er mit ansehen müssen, was mit seinem Freund geschehen war.

Die Gnadenlosigkeit der Joanna/Svenja erschreckte ihn deshalb so, weil er so etwas von einer Frau einfach nicht gewohnt war, und diese Tatsache ließ ihn für Sekunden erstarren.

Svenja schwang herum. Auf ihrer hellen Haut zeichneten sich einige rote Flecken ab. Das Blut war auch gegen sie gespritzt, und es tropfte von der Klinge zu Boden.

»Das ist doch nicht wahr!« heulte Infana und warf seine Waffe weg, als wäre sie heiß.

Svenja lächelte nur. Sie sagte nichts. Sie brauchte nichts zu sagen, denn sie setzte ihre Gedanken augenblicklich in die Tat um. Nur kurz

holte sie aus, ging dabei etwas in die Knie, federte aber wieder hoch, um Schwung und Kraft für den alles entscheidenden Schlag zu vereinen.

Sie führte die Waffe wie eine Könnerin von links nach rechts, und sie traf den Mann dort, wo sie ihn hatte treffen wollen. Mit einem Schlag trennte sie ihm den Kopf vom Rumpf. Dabei hatte sie die Klinge etwas schräg gehalten. Der Schädel des Mannes flog ein Stück vom Körper weg, prallte auf den Boden und rollte zu dem Loch im Deck, aus dem zwei Männer kletterten.

Er rollte ihnen genau vor die Füße!

***

Bill und ich hatten keine Zeit, entsetzt zu sein. Während Bill beim Hochklettern mit einem großen Schritt über den Kopf hinwegstieg, stoppte ich ihn mit der rechten Hand, so daß er liegenblieb, und trat einen großen Schritt nach vorn.

Joanna war noch dabei, den tödlichen Schwung der Waffe auszugleichen. Sie wollte das Schwert wieder in die Höhe wuchten und sah mich plötzlich vor sich, während Bill zur Seite gegangen war und seine Waffe gezogen hatte.

Wir starrten uns an.

Langsam senkte Joanna die blutbeschmierte Klinge. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen. Auf ihrer Stirn erschien eine Falte. Sie machte den Eindruck einer überraschten Person, und sicherlich überlegte sie, was sie mit uns anfangen sollte.

»Hallo, Joanna«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf nur ansatzweise. Überlegte weiter, hatte die Schwertspitze auf mich gerichtet und flüsterte: »Wer seid ihr? Wo kommt ihr her? Ihr seid nicht aus Aibon.«

»Nein, das sind wir nicht«, sagte Bill. »Wir kommen aus der normalen Welt. Dein Vater hat uns geschickt!«

»Was?«

»Ja, dein Vater!«

»Was soll das?«

»Er will dich zurückhaben, Joanna.«

Sie lachte schrill auf. Ging dann zurück und stieg über den Toten hinweg. »Mein Vater. Welcher Vater? Ich bin nicht mehr Joanna, und ich habe auch keinen Vater mehr.«

»Doch, er hat uns geschickt. Er hat den Entführern die geforderte Summe gezahlt. Er will seine Tochter zurück haben.«

»Ich habe ihm eine Nachricht geschickt.«

»Die kennen wir«, sagte Bill. »Aber dein Vater will sie nicht akzeptieren.«

»Das muß er aber!« brüllte sie. »Außerdem habe ich keinen Vater

mehr, verdammt! Ich bin auch nicht Joanna, denn diese Zeiten sind vorbei. Ich bin jetzt Svenja, die Wikingerfrau. Versteht ihr? Ich gehöre nicht mehr zu meinem Vater. Ich gehöre nicht mehr in eure Welt. Ich habe mich anders entschieden. Ich habe mich hier auf dem Schiff gesehen. Ich bin damals schon auf diesem Boot gewesen, als es in den schrecklichen Orkan geriet. Aber nicht als Joanna, sondern als Svenja. Ja, als Svenja, die Frau des Anführers. Und ich bin ertrunken wie alle anderen. Nur ist meine Seele nicht hinein in die Felsen des Ufers geraten, um lange Qualen zu erleiden, sie war immer auf der Suche nach einem Körper, in dem sie sich heimisch fühlen konnte. Sie hat ihn gefunden, den Körper der Joanna. Und das Schicksal hat seinen Kreis geschlossen, in dem es mich herführte.«

»Nach Aibon?« fragte ich.

Mit keiner Regung gab sie zu erkennen, ob sie überrascht war oder nicht. »Ja, nach Aibon. Hier fühle ich mich wohl, hier werde ich mein Versteck finden, und wann immer ich will, werde ich in meine alte Welt zurückkehren.«

Ich hielt dagegen. »Das wird dir nicht gelingen, Joanna. Wen Aibon einmal integriert hat, der bleibt auch dort. Du wirst dich damit abfinden müssen, und ich weiß nicht mal, ob dich das Land der Druiden akzeptieren wird. Du hast eine Grenze überschritten. Das Schicksal hat dich tatsächlich hergeführt, und wahrscheinlich hast du auch deine alte Gestalt als Skelett gesehen, aber glaube nicht, daß du jetzt in der absoluten Sicherheit des Druidenlandes bist. Hier herrschen andere Regeln. Menschen werden kaum akzeptiert.«

Ich hatte sie nicht angelogen. Die Wahrheit war am besten, aber Joanna wollte sie nicht akzeptieren.

»Ich bin nicht mehr die Joanna, die ihr kennt. Vergeßt diesen Namen!« fauchte sie uns an. Dabei streckte sie ihren Körper. »Ich bin Svenja, die Wikingerfrau! Die Kämpferin, die gut genug war, um auf die langen Reisen zu gehen. Als ich diese Welt zum erstenmal betrat und ich das Schwert fand, das der damaligen Svenja wohl gehört hat, da wußte ich, daß mein altes Ich verschwunden war. Ich habe die Waffe aufgehoben und den warmen Strom gespürt, der mich durchrieselte. Ich wußte, daß dieses Schwert nur mir gehört. Nie zuvor habe ich mit einer derartigen Waffe gekämpft, nicht als Joanna. Aber als ich es nahm, da war mir klar, daß es von nun an mir gehört wie ich zu dieser Welt.« Sie strahlte uns an, aber kein Lächeln stand in ihren Augen, sondern nur eine erschreckende Kälte. »Als Svenja gehöre ich hierher, versteht ihr? Das ist meine neue Umgebung.«

»Nein!« widersprach ich ruhig. »Es wird dir nicht gelingen, Joanna.« Ich blieb bei dem Namen.

»Auch eine Svenja hat damals nicht zu Aibon gehört. Es war ein Zufall oder auch Schicksal, daß dieses Schiff in den Orkan geriet und

damit an die Grenze zwischen den beiden Welten. Du hast doch erlebt, was mit der Besatzung des Schiffes geschah. Sie alle ertranken, dich eingeschlossen. Aibon oder Aibons Mächte haben euch Wikinger auch nicht akzeptiert oder für sich behalten, sondern euch in den Tod geschickt. Und so ist es auch heute. Du hast die Grenze noch einmal überschreiten können. Aibon hat es geschafft, die Gegenwart zurückzudrängen, aber man wird dich hier nicht leben lassen, das solltest du mir glauben.«

»Ich werde bleiben!« sagte sie.

»Nein. Hast du die Felsen jammern und wehklagen gehört? Darin stecken die Seelen der ertrunkenen Wikinger, während ihre Körper auf dem Meeresgrund vermoderten. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Menschen oft das Jammern der Seelen gehört und von unheimlichen Geistern gesprochen. Es ist auch jemand auf die Idee gekommen, Aibon mit diesem Küstenort in Verbindung zu bringen, das alles ist aber nur oberflächlich. Laß dir von uns gesagt sein, daß dieses angebliche Paradies der Druiden für Menschen nichts ist.«

Ich hatte ruhig und nicht provozierend gesprochen, aber die Frau reagierte anders. »Nein!« keuchte sie, »nein!« Dann glitt sie einen Schritt zurück und hob das Schwert an, an dessen Klinge noch immer das Blut der beiden Toten klebte. »Ihr werdet so enden wie meine beiden Kidnapper. Sie steckten voller Gier. Sie haben den Hals nicht voll bekommen. Sie wollten mich noch einmal entführen, aber ich wollte nicht mehr wie ein Stück Vieh behandelt werden, denn das haben sie getan. Für sie waren die Vergewaltigungen Spaß, für mich war es Elend und Verzweiflung. Sie haben meine Rache zu spüren bekommen. Jeder, der sich mir in den Weg stellt, wird mit dem Leben bezahlen. Auch ihr. Ich werde bleiben, und ihr werdet bleiben - als Tote!«

»Du wirst es nicht schaffen!« sagte ich.

»Nein?« sprach sie und lachte dabei. »Werde ich es wirklich nicht schaffen?« Sie duckte sich. »Ihr irrt euch. Ich denke, daß ihr bewaffnet seid - oder?«

»Sind wir«, sagte Bill und deutete mit der Waffe auf sie.

»Das waren die anderen auch. Habt ihr die Schüsse gehört?« Sie gab sich selbst die Antwort. »Ja, ihr müßt sie gehört haben. Ihr habt Ohren, und es gibt einfach keine andere Möglichkeit. Ihr habt sie gehört, die beiden haben alles versucht. Sie haben auf mich geschossen, und sie haben auch getroffen, aber die Geschosse sind abgelenkt worden, weil ich unter dem Schutz dieser Welt stehe. Hier ist alles anders. Sie sind geschluckt worden, einfach geschluckt. Versteht ihr das?« Sie schaute in die Höhe. »Ist das nicht ein Zeichen dafür, daß mich dieses Land akzeptiert hat? Ein Reich, das stärker ist als das der Menschen? Das viel mehr Macht besitzt. Das mich

aufgenommen hat.«

Ich schaute Bill an. Er nickte mir zu.

Auch Joanna hatte das Zeichen gesehen. Sie machte sich kampfbereit, und sie dachte daran, wen von uns sie als ersten angreifen sollte, denn beide auf einmal schaffte sie nicht.

In diesem Augenblick veränderte sich die Umgebung. Gestalten schoben sich aus dem Hintergrund hervor. Sie sahen aus wie Geister, wie Tote, von denen nur noch Reste vorhanden waren.

Körper, die auf mich einen feinstofflichen Eindruck machten. Wesen, die auf hellen Pferden saßen, die dünne Flügel auf dem Rücken trugen. Andere, die durch die Luft schwangen, ihre Flügel bewegten und Töne erzeugten wie schöne Musik.

Aibons eigentliche Bewohner zeigten sich an den Rändern. Sie kamen nicht näher, aber ich kannte sie, denn ich hatte sie schon anders erlebt, als ich in die Mitte des Landes gelangt war.

Ich wußte, daß sie mir positiv gegenüberstanden: Sie waren nicht schlecht, nicht böse und nicht dämonisch, und sie würden uns auch jetzt nicht den Tod bringen.

Aber sie nahmen Kontakt mit uns auf. Sie sprachen, obwohl es sich für unsere Ohren nicht wie eine Sprache anhörte. Es war mehr ein fernes Singen. Jede Stimme war nur sehr leise, aber alle zusammen machten sie sich schon verständlich.

»Wir können nicht näher kommen. Wir müssen wegbleiben. Dieses ist ein Ort des Todes und der Gewalt. Er ist eine Insel an der Grenze zur Wirklichkeit geworden, und er wird vom Hauch des grausamen Druidenfürsten Guywano durchweht. Er hat seinen Spaß, wenn der Tod und Grauen vorherrschen, aber er wird nicht immer zuschauen. Er wird diese Welt zusammenbrechen lassen. Die Seelen werden weiter in den Felsen schmachten. Deshalb flieht, flieht, bitte - flieht…«

Zu dritt starrten wir auf das, was sich nur schemenhaft abzeichnete, als wäre diese kleine Welt zwischen den Zeiten noch einmal durch einen dünnen Vorhang geteilt worden. Wir hatten die Kraft der Stimmen vernommen, und ich wußte sehr gut, daß sie nicht logen.

»Weg!« rief ich meinem Freund zu.

Bill drehte sich um. Er wollte mir folgen, aber Joanna hatte die Warnung mißachtet.

»Nein!« rief sie, »so einfach ist das nicht. Bluff, nur Bluff. Ich gehöre hierher.«

Und dann griff sie an!

***

Darauf hatten wir uns einstellen können, auch wenn es verdammt schwer war, der wuchtig und schnell geschwungenen Klinge auszuweichen, die sie mit beiden Händen festhielt und bei jeder

kreisförmigen Bewegung des Schwertes einen Schritt vorging.

Sie wollte uns vernichten. Sie wollte unsere Köpfe rollen sehen, aber wir waren nicht Gregg und Ramon.

Als sie auf Bill zurannte, der ihr näher war, hatte ich bereits eine der Planken, die aus dem Verbund nach oben ragten, abgerissen und nahm sie als Schlagwaffe.

Ich wollte Joanna nicht töten. Sie sollte wieder zurück in unsere Welt, und ich schlug ihr gegen den Körper. Sie hatte mich zu spät gesehen, weil ich von der Seite her an sie herangekommen war.

Der Schlag erwischte sie im Lauf. Sie stolperte, riß den Kopf in den Nacken, und bevor sie sich fangen konnte, erwischte sie der nächste Treffer.

Ich hatte mich zur Seite bewegt, war etwas schräg hinter sie gekommen, und der zweite Schlag erwischte ihren Nacken mit einer schon gnadenlosen Härte.

Diesmal flog sie nach vorn, an Bill Conolly vorbei, blieb aber auf den Beinen, obwohl sie nicht weit von der Bewußtlosigkeit entfernt sein konnte. Sie sah so gut wie nichts, sonst wäre sie dem Loch ausgewichen, das sich vor ihr auftat.

So aber stolperte sie hinein.

Bill wollte noch zufassen. Er erwischte den Zipfel des Mantels, aber das Leder rutschte durch seine Finger, und plötzlich war die Frau verschwunden..

Wir hörten sie im Boot aufschlagen. Bill stand schon am Rand, wollte die Leiter hinabrutschen, drehte noch einmal den Kopf, um mich anzuschreien. »Komm endlich, John!«

Ich wartete noch.

Die eigentlichen Bewohner dieser Welt waren dabei, sich zurückzuziehen. Allmählich lösten sie sich auf, und dort, wo sie sich aufgehalten hatten, übernahm eine bräunliche Düsternis ihren Platz.

Jetzt kehrte die echte Welt zurück, die des grausamen Druidenfürsten Guywano. Zu diesem Zeitpunkt wurde mir klar, wie knapp es für uns werden mußte. Bills nächster Schrei erreichte mich aus dem Schiffsbauch, da war ich bereits unterwegs. Ich rutschte die Leiter hinab in das Halbdunkel hinein, wo Bill die bewußtlose Joanna bereits auf seine Schulter gewuchtet hatte.

Für uns gab es die Flucht nach vorn oder den Weg zurück. Das kam auf die Sichtweise an.

Wir hatten das Schiff schnell verlassen, waren draußen, aber nicht im Freien, denn auch weiterhin mußten wir davon ausgehen, daß wir uns noch unter Wasser befanden. Es war nur durch die Kraft des Landes Aibon zurückgedrängt oder angehalten worden.

Wir rannten los.

Und hinter uns hörten wir die unheimlich klingenden und auch sehr

bedrohlichen Geräusche.

Ein Brausen und Donnern, ein grollendes Rumoren, angetrieben von einer unheimlichen und kaum meßbaren Wucht.

Es brauchte uns niemand zu erklären, was da geschah. Wir wußten es auch so.

Das Wasser kehrte zurück!

***

Für Joanna, Bill und mich ging es in den nächsten Minuten und Sekunden um Leben und Tod.

Wir mußten um unser Leben rennen, und wir mußten schneller sein als das heranbrausende Wasser.

Bill keuchte stärker als ich, weil er die Frau trug, die wir beide retten wollten.

Das Wasser kam.

Nicht zu schnell, aber stetig. Mir kam es beinahe so vor, als wären die guten Kräfte des Landes dabei, es zurückzuhalten. All die Elfen, Feen und engelhaften Soldaten und ihre märchenartigen Tiere stemmten sich noch einmal dagegen, um dieses Land nicht nur in den Tod und den Schrecken abgleiten zu lassen.

Wir sahen nichts mehr.

Wir bewegten uns nur in eine Richtung. Das Denken war ausgeschaltet, die Beine liefen von allein.

So schnell wir aber auch waren, das Wasser würde schneller sein.

Wir hörten es immer lauter.

Wellen brandeten näher. Wahrscheinlich haushohe Wogen, die uns gleich erreichen und zu Boden schlagen würden. Wir spürten beide den plötzlichen Ansturm der Kälte, ein Beweis, wie nahe das verdammte Wasser schon war. Sehr nahe, zu nahe… Auf einmal erwischte es uns.

Entweder hatte nur ich geschrieen, vielleicht auch Bill oder wir beide. Jedenfalls war die Wucht so stark, daß wir von dem Anprall nach vorn geschleudert und von den Füßen gerissen worden. Es gab keinen Halt mehr, wir kippten weg. Wir hatten auch die Arme ausgestreckt, aber wir konnten uns nicht am Boden abstützen. Wir fielen nach vorn - in das gurgelnde Wasser.

In die Sintflut, die uns überschwemmte, in der wir schließlich elendig ertrinken sollten…

***

Automatisch bewegte ich meine Arme, die Beine ebenfalls. Als Schwimmer macht man das eben, auch wenn es sicherlich nicht viel brachte. In unserem Fall aber hatten wir Glück, das ich kaum fassen konnte, denn eine Welle, unterstützt durch unsere Schwimmbewegungen, schaufelte uns gleichzeitig an die Oberfläche.

Ja, an die Oberfläche!
Ich konnte es kaum fassen, denn auch meinen Freund Bill sah ich in meiner Nähe. Wir brauchten auch nicht zu schwimmen, denn er schmale Strandstreifen lag zum Greifen nahe vor uns. Die Wucht des Wassers hatte uns beinahe hingeschleudert, zudem waren wir durch diese andere Welt wieder mit aller Kraft zurückgerannt und hatten bereits den größten Teil der Entfernung zurückgelegt.
Das Wasser war verdammt eisig. Ich wischte es aus meinem Gesicht und wrang es aus den Haaren.
Wir mußten so rasch wie möglich ans Ufer, aber Bill schrie plötzlich. »Wo ist sie? Wo ist Joanna?«
Seine Worte elektrisierten mich. Bis zu den Oberschenkeln im Wasser stehend drehte ich mich um, wo ich auf die Wogen des Meeres hinausschaute.
Bill Conolly stand nur einen Schritt neben mir. Beide waren wir fast verzweifelt, denn von Joanna fehlte jede Spur.
Hatte das Meer sie geschluckt?
»Wann hast du sie verloren?«
»Ich weiß es nicht, John. Es muß geschehen sein, als uns die erste Woge erwischte.«
Uns hatte sie auf das Ufer zugeschleudert, das hätte auch bei Joanna der Fall sein müssen, aber sie war verschwunden. Das Meer mußte sie geholt haben, das jetzt wieder normal gegen das Ufer rollte.
Wir suchten. Wir liefen auch vor, wo es tiefer war, und wir ignorierten die bissige Kälte.
Es hatte keinen Sinn. Der Ozean war gnadenlos. Nach etwa zehn Minuten gaben wir die Suche auf und gingen ziemlich deprimiert und schwer atmend zurück aufs Trockene.
Bill ließ sich auf einem hohen Stein nieder. Er schüttelte den Kopf. Das Wasser tropfte aus seinen Haaren. »Sie hat unbedingt in ihrer Welt bleiben wollen, John. Jetzt ist sie geblieben, und ich frage mich, ob es für sie nicht so besser ist. Oder hätte sie mit dem Wissen eines Doppelmords leben können?«
»Man weiß es nicht.« Ich merkte, wie die Kälte immer stärker in meinen Körper kroch. Ich zitterte wie Espenlaub, die Zähne schlugen schon auf einander.
Noch einmal schauten wir über die anrollenden Wellen hinweg. Wir sahen nichts. Das Meer gab seine Beute nicht frei.
»Laß uns gehen, Bill. Bis wir oben sind, dauert es noch was. Dann ist die Kleidung wieder trocken.«
Wir machten uns an den Aufstieg. Schweigend, denn jeder hing seinen Gedanken nach, die sich nur um ein Thema drehten.
Und dann hörten wir das Wimmern!

***

Aus der Bewegung heraus blieben wir stehen. Es war keine Täuschung, denn wir hatten es zugleich gehört, und es war nur eine Stimme, die wimmerte und jammerte.

Eine helle Stimme.

Ihre Stimme…

Bill holte durch die Nase Luft. Er spürte plötzlich einen wahnsinnigen Druck hinter den Augen, strich durch sein Gesicht und schauderte zusammen.

Ich hatte mich gedreht. Ich sah den glatten Fels vor mir, wobei in meiner Höhe so etwas wie ein breiter Buckel nach vorn sprang. Und aus ihm drang das Wimmern der Seele, die wohl nie Ruhe finden würde.

Diesmal rann die Gänsehaut nicht wegen der Kälte über unsere Rücken, denn wir wußten, wessen Seele dort im Fels eingeschlossen war. »Möge ihr der Herrgott trotzdem gnädig sein«, sagte Bill. Er streichelte den Fels. Das Wimmern blieb, aber es wurde leiser, und schließlich hörten wir nur das normale Windgeräusch in unseren Ohren.

Wir hatten die Seelen nicht befreien können, und so würde sich die Legende auch noch in der Zukunft halten.

Uns aber stand die schwere Aufgabe bevor, einem Vater zu erklären, daß seine Tochter nie mehr zu ihm zurückkehren würde. Wie wir da vorgingen, darüber würden wir uns später Gedanken machen…

ENDE